edfc

Fantasia 1185e

Aus der phantastischen Welt der Literatur

Fantasia 1185e
Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.
ISSN 0934-1463 – 47. Jahrgang.
Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.
Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau
edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage
EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2024 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

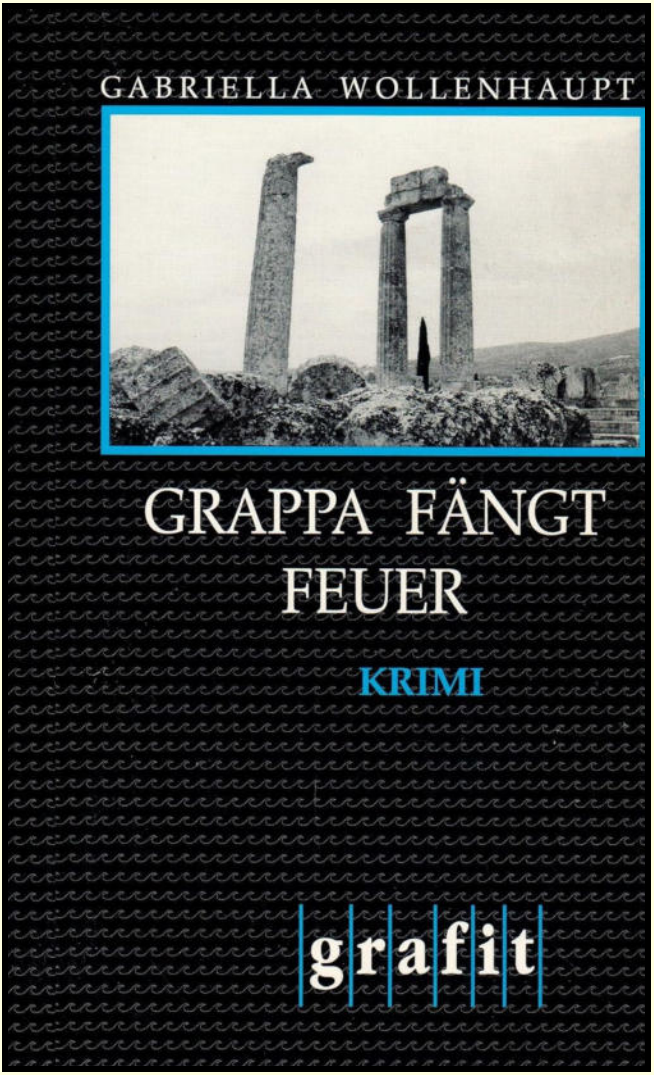
Passau 2024-12

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1185e – Magazin für Phantastik

edfc


GABRIELLA WOLLENHAUPT
GRAPPA FÄNGT FEUER
KRIMI
grafit

*Wollenhaupt, Gabriella: Grappa fängt Feuer

Gabriella Wollenhaupt [1952–]
***Maria Grappa 5: Grappa fängt Feuer* (1995)**
Grafit 050 (TB 250 S./DM 16,80)
Dortmund 1995, 2. Auflage
Genre: Krimi

Es gibt viele Gründe, seine gewohnte Umgebung zu verlassen. Christoph Kolumbus segelte los, um die Indianer zu beglücken, Alexander von Humboldt bestieg den Chimborazo, um sein Herbarium zu vervollständigen, und Almuth Traunich verließ Bierstadt, weil sie ein Leben lang von einer Bildungsreise geträumt hatte. An dem Tag, an dem sie ihren Gatten Alfred mit einer graziösen Handbewegung ins Jenseits beförderte, wehte ein kühler Wind durch die Schlucht. Das war in der Nähe des nordgriechischen Dorfes Monodendrion. Alfred Traunich wollte sich gerade eine Zigarre anzünden. Er hatte sie noch zwischen den Lippen, als er in die Wacholdersträucher fiel, die fünfhundert

> Meter unter ihm das Flußbett säumten. Zu einem Waldbrand kam es zum Glück nicht, da eine Windböe das Streichholz ausgeblasen hatte, bevor der Brennstab glimmte. (S. 7)

Das ist ein Vorgriff auf einen Unglücksfall, den Maria Grappa, Redakteurin bei einem Lokalradio in Bierstadt, betont elegant in ihrem Feature „Die Bildungsreise als intellektuelle Form des Massentourismus“ schildert.

Es beginnt mit einer Bildungsreise zu den historischen Stätten Griechenlands, veranstaltet von Dr. Jason Kondis, Archäologe und früher Leiter eines Museums. Seit er wegen – nie bewiesener – Anschuldigungen, Objekte aus der Sammlung des Museums verkauft zu haben, seinen Posten aufgeben musste, veranstaltet er Reisen in sein Heimatland. Dabei unterstützt ihn die Studentin Daphne Laurenz, mit der er anscheinend ein Verhältnis hat oder zumindest hatte.

Die heutige Reisegruppe ist nicht groß: Ein älterer Pater namens Benedikt sucht in Griechenland Erleuchtung; die beflissene

Rentnerin Martha Maus hat Jahre für die Reise gespart; der Architekt Alfred Traunich hat einmal in seinem Leben seiner Frau Almuth nachgegeben und lässt sie das jetzt tagtäglich, ja stündlich mit seinem bösartigen Sarkasmus spüren; Dr. Waldemar Agamemmnon Unbill, der Kurator des Museums, da Jason Kondis geleitet hatte, hat sich vorgenommen, diesen zu entlarven und zu vernichten; darüberhinaus lässt er keine Gelegenheit aus, seinen erwachsenen, stotternden Sohn Ajax nach Kräften zu demütigen; warum die hochnäsige Gerlinde von Vischering mitfährt, das ist etwas unklar; und schließlich gibt es noch den schweigsamen Busfahrer Aris Christopoulos und seinen geradezu göttlich aussehenden, aber stets Ohrstöpsel tragenden Sohn Costas.

Hier zeigt sich Maria Grappa noch vor der Abreise von ihrer bissigsten Seite.

> „Auf Wiedersehen, Herr Dr. Kondis!“ rief ich. „Schlimme Sache, in die Sie da geraten sind. Es bleibt übrigens dabei, daß wir in einer Woche zusammen verreisen!“

Er schreckte aus seinen Gedanken hoch. Sein Blick war eine Mischung aus Wut und verletztem Stolz.

Mein Lächeln war so süß, daß einen Diabetiker müder Griff zur Insulinspritze gerettet hätte. (S. 14)

Und hier unterhalten sich Kondis und Grappa über den immerhin schon volljährigen Sohn des Busfahrers.

„Gefällt er Ihnen?“ fragte Kondis, der im Bus hinter mir saß.

„Und ob!“ gestand ich mit Enthusiasmus. „So müssen früher die griechischen Götter ausgesehen haben. Er hat bestimmt jenen hübschen strammen Po, dem antike Bildhauer ein ewiges Denkmal gesetzt haben.“

Costas blätterte derweil in dem Herrenmagazin, das er seinem Vater entrissen hatte.

„Wenigstens ist er nicht schwul“, sagte ich. „Das wäre schade für meine Geschlechtsgenossinnen.“

„Haben Sie etwas gegen homosexuelle Männer?“ wollte er wissen.

„Im Gegenteil. Sie behandeln Frauen zuvorkommend und höflich. Jeder, so wie er kann oder will oder muß.“

„Die Liebe zwischen Männern und Knaben hat in unserem Land eine alte Tradition“, dozierte er, „erst das monotheistische Christentum hat unserem Volk die Prüderie eingeimpft. In der Antike galt die Liebe zwischen Männern als heilig, die Liebe zur Frau war notwendiges Übel, um sich fortzupflanzen. Der Knabe, der von einem berühmten oder reichen Mann zur Liebe angeleitet wurde, hatte beste Karriereaussichten.“ (S. 29)

Doch schon bald auf der Reise beginnt das Unheil: Daphne wird von einem maskieren Mann, der sich „Apollon“ nennt, überwältigt, mit Minzöl eingerieben und vergewaltigt. Zur Polizei will sie auf keinen Fall gehen, aber sie offenbart sich in ihrer Not Grappa, die messerscharf schließt, dass der Täter ein Mitglied ihrer Reisegruppe sein müsse.

> Eine Niedergeschlagenheit ergriff mich. Ich spürte förmlich, wie das Unheil heraufzog. Da gab es Gefühlsregungen von Abneigung bis zum tödlichen Haß. Opfer und Täter nahmen langsam die ihnen zugedachten Rollen an.
>
> Daphne, Almuth Traunich, Ajax Unbill waren die Opfer. Waldemar Unbill und Alfred Traunich entwickelten dagegen Täterprofile. Jason Kondis war vermutlich beides. Martha Maus, Pater Benedikt und Gerlinde von Vischering hatten sich noch nicht entschieden. (S. 57)

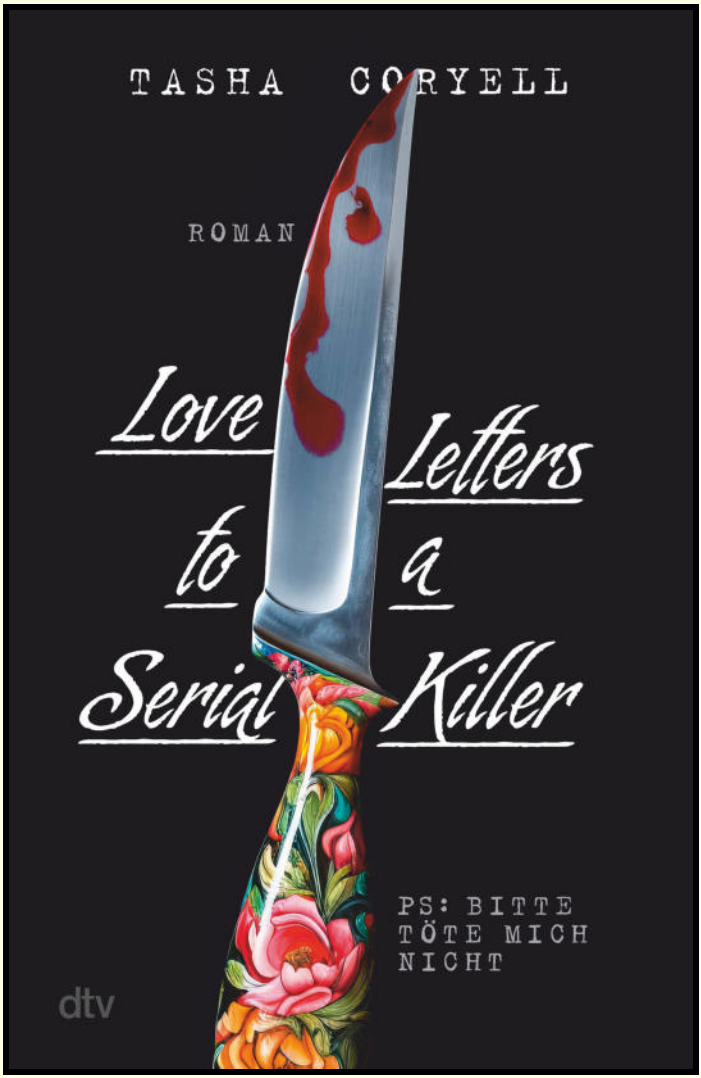
Grappa fängt Feuer bietet eine einmalige Mischung aus Dramatik, Spannung, Ironie, Erotik und Bildung. Es ist anzunehmen, dass Gabriella Wollenhaupt selbst eine Reise in das „Klassische Griechenland“ unternommen hat, denn sie schwärmt nicht nur unentwegt von den Schönheiten dieses Landes, sondern kritisiert auch die allgegenwärtigen Vollkunststoffstapelstühle und mokiert sich über das Touristenessen und den ungenießbaren Retsina.

Zum enormen Unterhaltungswert des Romans kommt noch sein Bildungswert, denn die Autorin informiert uns mit offensichtlicher Begeisterung durch den Mund ihrer Figuren ausführlich nicht nur über die Kunstschätze Griechenlands, sondern auch seine überaus blutige Mythologie, in der sich Ehegatten, Väter, Mütter, Söhne, Töchter nach Herzenslust ermorden.

Zum Schluss folgt noch ein Zitat, in dem Männer nach der Grappa-Einteilung klassifiziert werden und der Leser ein Beispiel für Gabriella Wollenhaupts wundervollen Stil bekommt.

> Nicht alle Männer sind ein Sammelsurium schlechter Angewohnheiten, aufgereihter Karriereknicke und endloser Krankheitsgeschichten. Da gibt es die Jäger und Sammler, die verzärtelten Muttersöhnchen, die bewußt praktizierenden Softies und die fundamentalen Machos. Den letzteren habe ich einen Teil meines nunmehr rund 40jährigen Lebens gewidmet. Dabei habe ich Fertigkeiten entwickelt, die denen einer Kombizange nicht unähnlich sind. Einen

Macho-Panzer zu knacken macht halt Spaß, und ich liebe Aufgaben, die mich mit Leib und Seele fordern. Apropos Leib: Reibung erzeugt Hitze; gegen die Brandblasen, die dabei entstehen, gibt es heutzutage gute Salben. (S. 20)


TASHA CORYELL
ROMAN
Love Letters to a Serial Killer
PS: BITTE TÖTE MICH NICHT
dtv

Tasha Coryell []
Love Letters to a Serial Killer
***(Love Letters to a Serial Killer*, 2024)**
dtv (PB 340 S./€ 17,00)
München 2024
Aus dem Amerikanischen von Susanne Goga-Klinkenberg
Genre: Thriller

Ich hatte wirklich nicht vor, mich in einen mutmaßlichen Serienmörder zu verlieben. Trotzdem bin ich mit Hand- und Fußgelenken an einen Stuhl gefesselt, und das ist einzig und allein meine Schuld.

Ich sitze in einem nichtssagenden weißen Raum mit Neonröhren und grauem Teppichboden mit geometrischem Muster. Durch das Fenster gegenüber fällt Tageslicht. Also befinde ich mich nicht im Keller, ansonsten gibt es keinen Hinweis auf den Ort. Die Seile scheuern, wenn ich mich anspanne. Meine Blase ist voll. Hätte ich gewusst, dass man mich entführt, wäre ich vorher aufs Klo gegangen.

„Hallo?“, schreie ich.

> Vermutlich wird mich niemand hören, da ich nicht geknebelt bin und der Mann, der mich hergebracht hat, nicht dumm ist. Mein Verdacht bestätigt sich, als niemand kommt. (S. 7)

Hannah arbeitet in Minneapolis für eine gemeinnützige Institution und hat ein wechselvolles Verhältnis zu Max Yulipsky, Mitglied der wenig erfolgreichen Punkband „The Screaming Souls“.

Weil sie an ihrer Arbeitsstätte nicht ausgelastet ist, schaut sie gern ins Internet und verschiedene Foren. Das Verschwinden einer jungen Frau namens Anna und die Auffindung ihrer Leiche erregt Hannahs Interesse, und so schließt sie sich einem Forum für True Crime an. Als auch noch eine Kimberly und eine Fitnesstrainerin namens Jill ermordet werden, schließt das Forum gemeinschaftlich, dass Jills letzte Bekanntschaft, ein gewisser William Thompson, der Serienmörder sein müsse. Das Forenmitglied Emma macht sich auf, dem Verbrecher nachzuspüren, was auch sie mit dem Leben bezahlt.

Nun ist sich sogar die Obrigkeit sicher, dass William der Täter ist, und verhaftet und verurteilt ihn, was Hannah die Möglichkeit gibt, ihm die schönsten Liebesbriefe ins Gefängnis zu schreiben. Aber irgendetwas macht sie dabei falsch, denn wie man sieht, gerät sie selbst in die Fänge eines böswilligen Menschen.

Love Letters to a Serial Killer ist ein unterhaltsamer Thriller, der das Abgründige in braven und weniger braven Menschen erforscht.

Gerüchten folgend, es sei keine menschliche Intelligenz mehr nötig, um gute Buchkritiken zu schreiben, wurde ChatGPT gebeten, eine Besprechung zu verfassen, welchselbige im Folgenden zu lesen ist.

> „Love Letters to a Serial Killer“ von Tasha Coryell ist ein fesselnder Roman, der die Grenzen zwischen Liebe, Obsession und dem Unbekannten auf eindrucksvolle Weise erkundet. Die Geschichte folgt einer Protagonistin, die sich in einen verurteilten Serienmörder verliebt und ihm Briefe schreibt. Diese unkonventionelle Beziehung wirft viele

Fragen über Moral, Empathie und die menschliche Psyche auf.

Coryell gelingt es, die Gedanken und Gefühle der Hauptfigur authentisch darzustellen, was den Leser tief in ihre innere Welt eintauchen lässt. Die Schreibweise ist packend und oft emotional, was es schwer macht, das Buch aus der Hand zu legen. Die Autorin schafft es, eine Atmosphäre der Spannung und des Unbehagens zu erzeugen, während sie gleichzeitig die Komplexität von Liebe und Verlangen thematisiert.

Ein weiterer Pluspunkt des Romans ist die Art und Weise, wie Coryell die gesellschaftlichen Normen und Vorurteile in Frage stellt. Sie regt den Leser dazu an, über die Natur von Gut und Böse nachzudenken und darüber, wie leicht man in die Fänge von Obsession geraten kann.

Insgesamt ist „Love Letters to a Serial Killer“ ein provokantes und nachdenklich stimmendes Werk, das sowohl Liebhaber von Thrillern als auch von psychologischen Dramen ansprechen

> wird. Es ist eine Geschichte, die lange nach dem Lesen im Gedächtnis bleibt und zum Nachdenken anregt. Wer bereit ist, sich auf diese düstere und zugleich faszinierende Reise einzulassen, wird mit einem einzigartigen Leseerlebnis belohnt. (chatopenai.de)

Da staunt der Laie und der Fachmann wundert sich!

Marele Day
Das Rätsel der chinesischen Schachteln
Ariadne Krimi

*Day, Marele: Rätsel der chinesischen Schacteln

Marele Day [1947–]
Claudia Valentine 2: Das Rätsel der chinesischen Schachteln
(The Case of the Chinese Boxes, 1990)
Ariadne 1068 (TB 224 S./DM 15,00)
Hamburg Berlin 1995
Aus dem australischen Englisch von Susanne Naumann und Sieglinde Denzel
Genre: Krimi

„Wir haben Sie hierher gebeten, um eine ziemlich delikate Angelegenheit mit Ihnen zu besprechen.“ Er räusperte sich und rutschte unbehaglich auf seinem Stuhl herum. „Meine Familie hat Geschäftsinteressen in Chinatown.“ Geld war immer eine delikate Angelegenheit, ganz besonders für Leute, die viel davon hatten. „Sie erinnern sich vielleicht an den Bankraub in Chinatown vor einigen Wochen — Bankschließfächer.“ Und erst recht, wenn sie eine Menge davon verloren.

> In der sensationsarmen Zeit nach Neujahr hatte der Chinatown-Bankraub für die dringend benötigten Schlagzeilen gesorgt. Dann war das Thema auf geheimnisvolle Weise aus den Medien verschwunden, bis auf einen kurzen Folgeartikel in einer Sonntagszeitung, in dem es hieß, daß nur knapp die Hälfte der achtzig Opfer des Raubes Verlustansprüche geltend gemacht hätten. Das war im Grunde wenig überraschend angesichts der Tatsache, daß der Inhalt der Schließfächer sicher nicht ohne Grund vor den neugierigen Augen der Steuerbehörde 'weggeschlossen' worden war. (S. 6)

Claudia Valentine betreibt eine kleine Detektivagentur in Sydney, Australien. Sie hat zwei kleine Kinder, die meistens von Claudias Mutter betreut werden, und einen festen Freund namens Steve Angell.

Ihr neuester Auftrag steht in Zusammenhang mit einem spektakulären Bankraub, bei dem eine große Zahl an Schließfächern ausgeraubt wurde. Die Polizei konnte den Fall bis jetzt nicht aufklären; weiterhin

ist bemerkenswert, dass sich nur die Hälfte der Geschädigten Anzeige erstattete.

Zu der anderen Hälfte, die lieber das Geheimnis ihrer Schließfächer gewahrt wissen will, gehört Victoria Chen, Inhaberin des Restaurants „Red Dragon“, die mit ihrem Sohn Charles bei Claudia erschienen ist: Die Detektivin soll einen uralten, in der Familie vererbten, goldenen Drachenschlüssel wiederbeschaffen. Der Schlüssel ist ein Symbol der Macht und soll eine geheimnisvolle Schachtel, in der Drachenatem eingeschlossen ist, öffnen können.

Claudia nimmt den Auftrag an, was aber anscheinend auch anderen Personen bekannt ist, denn bald erhält sie beim Laternenfest eine eindringliche Warnung. Und bald bekommt Claudia heraus, dass es in Chinatown um den Machtkampf zwischen zwei chinesischen Triaden geht, was auch sie selbst in größte Gefahr bringt.

Das Rätsel der chinesischen Schachtel ist ein dramatischer und spannender Krimi, der dem Leser einen schönen Einblick in die chinesische Einwanderergesellschaft in Australien bietet. Seinen Reiz gewinnt der Roman vor allem durch die Ironie, mit der

Marele Day ihre selbstbewusste Protagonistin ausstattet. Ein schönes Beispiel dafür ist die folgende Besprechung von Claudia mit ihrer Freundin Carol.

> Der Kellner brachte quadratische Scheiben dunkles Brot, ebenso quadratische Stückchen Butter und einen großen Teller mit griechischem Salat. Das Fischrestaurant in der Erskine Street füllte sich rasch mit Geschäftsleuten, die einen Großteil der mittäglichen Kundschaft ausmachten. Der Service war gut, der Fisch frisch und der Preis angemessen.
>
> Carol beobachtete mißtrauisch, wie ich ein Tintenfischbaby aufspießte.
>
> „Ein guter Tierarzt brächte das Ding da in einer halben Stunde wieder zum Schwimmen“, sagte sie.
>
> Ich sah mir das kleine Geschöpf noch einmal an, schob es todesmutig in den Mund, kaute entschlossen und verdrängte energisch den Gedanken, daß die winzigen Tentakel sich beim Schlucken in meinem Hals festsaugen könnten. (S. 14)

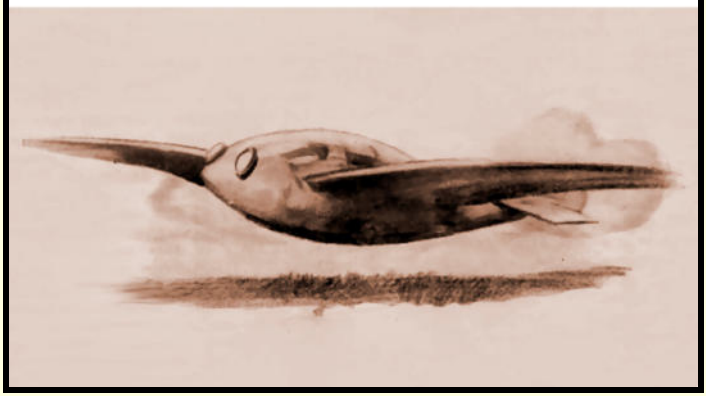
Zum Titel wäre noch zu sagen, dass „Chinesische Schachteln“ nicht das gleiche sind wie „Chinese Boxes“. Letztere meinen nämlich im Englischen ein Set von Boxes, in denen fortlaufend immer eine kleinere enthalten ist. Das wird als Sprichwort dafür gebraucht, dass sich hinter einem gelösten Rätsel immer wieder ein neues, ungelöstes verbirgt – so wie man bei uns von Matroschka-Puppen spricht.

Ferenc Herczeg

Sirius

Neuausgabe der erstmals 1890 erschienenen Zeitreiseerzählung
mit sechs weiteren phantastischen Erzählungen

Herausgegeben, teilweise übersetzt und
mit einem Nachwort versehen von Lars Dangel



*Herczeg, Ferenc: Sirius

Ferenc Herczeg [Franz Herzog, 1863–1954]
Sirius und sechs weitere phantastische Erzählungen
(Szíriusz, 1890)
DvR (PB 198 S./€ 15,00)
Lüneburg 2025
Herausgegeben, teilweise ins Deutsche übersetzt und mit einem Nachwort versehen von Lars Dangel
Genre: Science Fiction

Über einem gleichfalls mit Büchern vollgepfropften Tisch hatte sich ein bleiches verschossenes Männchen gebeugt, in Lektüre vertieft. Es war ein alter Mann, dessen Stirn so kahl und glänzend war wie eine Elfenbeinkugel.

„Sind Sie derjenige, welcher seine Tochter in den Zeitungen anbietet?“, fragte der Offizier, das Blatt auf den Tisch schleudernd.

„Der 49.“, brummte der Alte leise, ohne dass er es für notwendig gehalten hätte, von seinem Buche aufzublicken.

> Der Offizier maß ihn ärgerlich von Kopf bis Fuß, dann schleuderte er mehrere Schriften von einem Stuhl und setzte sich dem Professor gegenüber. Nachdem er geraume Zeit vergebens gewartet hatte, dass man von ihm Notiz nehme, schlug er mit seiner Reitpeitsche auf den Tisch.
>
> „Passen Sie auf, sagte er in scharfem, an das Kommandieren gewöhntem Tone, „sagen Sie mir, hat Ihre Tochter einen Buckel oder ist sie lahm?“ (S. 8f)

Wir befinden uns im Ungarn des Jahres 1885. Der schrullige Professor Szergius veröffentlicht eine völlig deplatzierte Annonce des Inhalts, dass er einen Bräutigam für seine Tochter suche. Neben vielen anderen Bewerbern meldet sich der Hauptmann Graf Akos Tibor, der in Geldnöten steckt. Eine körperliche Verunstaltung der Braut würde er in Kauf nehmen, nicht aber eine Geisteskrankheit, lässt er den Vater wissen. Dieser verneint beides und gibt an, einen besondere tapferen Bräutigam zu suchen.

„Ich sagte Ihnen bereits, dass ich einen Tapferen brauche, der das Erbe meiner Tochter zu verteidigen imstande ist. Wissen Sie, worin das Erbe besteht? In der Herrschaft über die Welt!“ (S. 11)

Tibor will sich mit diesem sonderbaren Menschen nicht länger abgeben, aber der Professor hat tatsächlich etwas ganz Besonderes zu bieten.

Der Professor hob den Zipfel des Wachstuchs empor, und das Auge des Hauptmanns gewahrte einen, an einen riesigen Schiffstorpedo erinnernden, schuppigen Metallkörper, von dessen beiden Seiten ein etwa 8 Meter langer schmaler und elastischer Stahlflügel hervorragte. Die Maschine, in deren Innern zwei sitzende Menschen Platz hatten, war mit dicken Matratzen ausgepolstert. Durch eine in das Innere führende Tür erblickte der Hauptmann mit wachsendem Interesse das feine Uhrwerk, welches aus glänzenden Glaszapfen, kupfergelben Hebeln und bewunderungswürdig gearbeiteten Ventilen bestand. Derartige

> Erfindungen hatten von jeher einen geheimnisvollen fieberhaften Reiz auf ihn ausgeübt, – besonders in dem Falle, wenn der Probeversuch mit Lebensgefahr verbunden war, und die fliegende Maschine des Professors Szergius schien ihm durchaus geeignet, sich dabei das Genick zu brechen. (S. 12)

Der Professor hat eine überaus futuristische Flugmaschine gebaut, die auf Wunsch Tibors auf „Sirius“ getauft wird. Sie soll, so behauptet der Erfinder, bis auf zehntausend Meter Höhe steigen und dort die Erde in einer Sekunde zehnmal umrunden können. Aber das ist nicht eigentliche Zweck der Maschine.

> ‚Jedes Schulkind weiß“, sagte er, jedes einzelne Wort scharf betonend, „dass, wenn ich von Westen nach Osten in der Richtung des ausgehenden Tages die Erde umkreise, ich dann einen Tag in meiner Zeitrechnung gewinne. Und was folgt daraus? Ich umkreise die Erde im zehnten Teil eines Augenblicks und gewinne einen Tag; ich mache mich also

> heute auf und komme gestern zurück, setze ich meinen Weg fort, so komme ich vorgestern zurück, vor einer Woche, vor einem Monat, vor einem Jahre, mit einem Worte, ich drehe mich nach Belieben in die Vergangenheit zurück.“ (S. 13f)

Indem der Professor gegen die Erdumdrehung fliegt, will er mit jeder Umrundung einen Tag in der Zeit zurückreisen. Tibor bezwingt seinen Unglauben, besteigt das Fluggerät und schwingt sich zusammen mit dem Professor vom höchsten Turm des kleinen Schlosses herab. Das Fluggerät scheint abzustürzen, berührt den Boden aber nur kurz mit den Flügeln und erhebt sich wieder in die Luft, während die Tochter Rosa mit zwei befreundeten Ärzten zu spät kommt, ihren Vater noch zu retten.

Tibor will im Jahr 1740 abgesetzt werden, wo sein Vorfahr, der General Graf Gregor Tibor, gerade die Prinzessin Aglaja Sulkowszki geheiratet hat. Bevor sich der Professor noch in die weit fernere Vergangenheit verabschiedet, lässt er Tibor die War-

nung zukommen, ja nicht in den Verlauf der Vergangenheit einzugreifen.

> „Ich will nur noch eins bemerken. Sie werden Leuten begegnen; hüten Sie sich, Ihren wahren Namen durch irgendeinen Anachronismus zu verraten, noch mehr aber hüten Sie sich davor, an den Ereignissen der verflossenen Zeiten etwas zu ändern. Ich weiß zwar nicht, was in diesem Falle geschehen würde, aber ich fürchte, dass die aus ihrer Logik herausgedrehte Weltordnung Sie zerschmettern würde.“ (S. 17)

Tibor gibt sich als entfernter Verwandter aus entfernten Ländern aus und wird auf dem Schloss willkommen geheißen. An die Sprache – Deutsch mit etwas Französisch –, an die merkwürdige Kleidung und an die effeminierten Sitten will er sich jedoch nicht gewöhnen. Insgeheim schmiedet er Pläne, moderne Neuerungen einzuführen, wobei er die Warnungen des Professors zu missachten gedenkt.

Die hübsche Sängerin Signora Rosina Beppo hat es ihm allerdings angetan, so

dass er, als er gewahr wird, dass der General seine Angebetete vergewaltigen will, diesen zum Duell fordert; Bedenken, er könne seine eigene Existenz aufs Spiel setzen, wenn er seinen Vorfahr tötet, wischt er beiseite.

Der heimtückische General erscheint zu einem Säbelduell mit einer Pistole, was Tibors Ende bedeutet hätte, wäre nicht im selben Augenblick der Professor mit seinem Fluggerät aufgetaucht und hätte Tibor und Rosina an Bord genommen. Die Landung in der Gegenwart, zeitlich nur Sekunden nach dem Abflug missglückt allerdings, weil der Vogel von einem Kometen getroffen wurde.

Tibor und Professor sind verletzt und bewusstlos, bleiben aber am Leben. Während Tibor nach seiner Genesung entlassen wird, muss der Professor, der nun vollständig den Verstand verloren hat, in der Heilanstalt bleiben.

Man hat Tibor erklärt, dass der Flugvogel schon beim ersten Versuch abgestürzt sei, was eine Reise in die Vergangenheit zumindest unwahrscheinlich macht; überdies hat sich Rosina in Luft aufgelöst, was die Theorie der Ärzte bestätigt. Allerdings

gleicht Rosa ihrer Vorfahrin Rosina aufs Haar, so dass sich Tibor mit ihr verlobt und überdies gelobt, ein besserer Mensch zu werden.

Stilistisch eher schlicht, ist *Sirius* ein Meisterwerk der Erfindungsgabe. Ferenc Herczeg beschreibt noch vor H. G. Wells die Möglichkeit, mittels einer Maschine durch die Zeit zu reisen. Auch das Problem der Zeitparadoxa wird hier bereits im ausgehenden neunzehnten Jahrhundert beschrieben.

Der Aufbau der Handlung schließlich ist äußerst raffiniert: Der Leser wird bis zum Schluss in dem festen Glauben gelassen, die Zeitreise hätte tatsächlich stattgefunden, obwohl eigentlich offensichtlich sein müsste, dass dieses Fluggerät sich niemals in die Luft erheben kann, geschweige denn in solche Höhen und mit einer solchen Geschwindigkeit, ebenso wie die Zeitreise durch bloße Umkreisung der Erde ganz und gar unmöglich ist. Aber der Leser findet sich dank der interessanten Handlung mit dieser unwahrscheinlichen Prämisse ab und glaubt fest an die Zeitreise, bis er von den

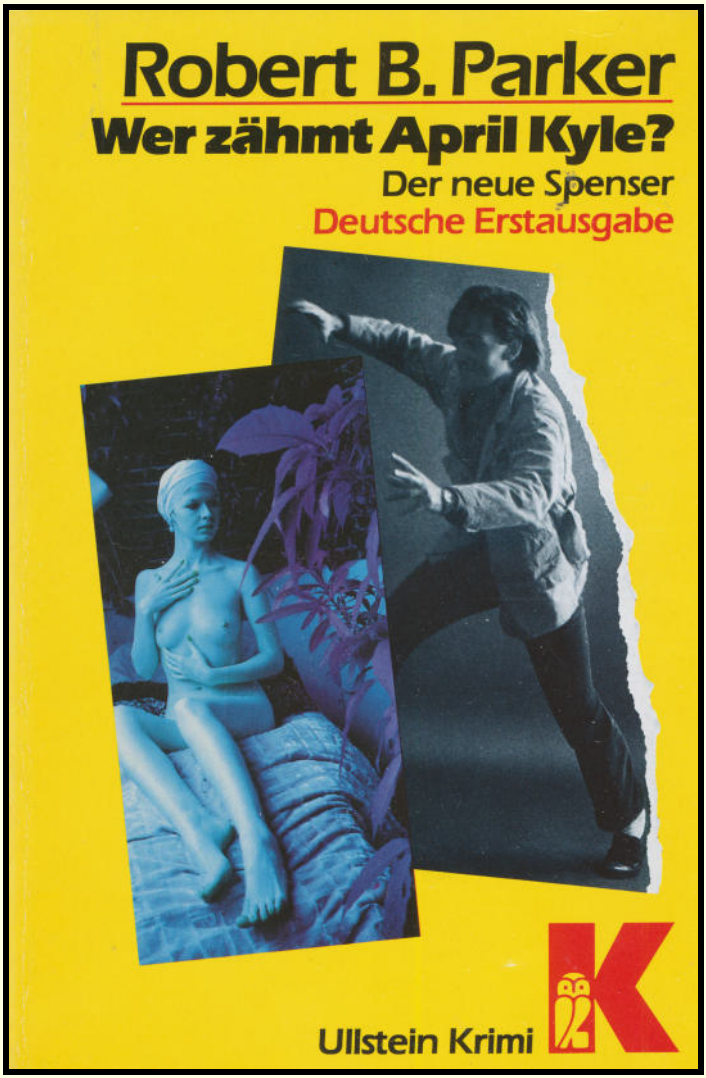
Ärzten des Professors in die Realität zurückgeholt wird.

Und trotzdem bleibt ein kleiner Zweifel, ob es nicht doch eine Zeitreise gab, denn wie sonst hätte Tibor von Signora Rosina, der Vorfahrin Rosas, wissen können? Allerdings wird auch das dadurch erklärt, dass er das Bild der Schönen samt Angabe der Jahreszahl vor der Flugreise an der Wand hängen sah und dies als einen seiner letzten Eindrücke vor der Bewusstlosigkeit bewahrte.

Darüberhinaus ist *Sirius* auch eine gesellschaftskritische, satirisch angehauchte Schrift: In der Gegenwart zeigt sich Tibor als trunksüchtiger Geldverschwender, ist unhöflich und anmaßend: Man kann nur hoffen, dass Herczeg nicht alle ungarischen Offiziere seiner Zeit so gesehen hat. Die Vergangenheit ist das genaue Gegenteil, denn dort ist der Adel dekadent, blasiert und heimtückisch. Dass er nur Deutsch und gelegentlich Französisch, aber kein Wort Ungarisch spricht, ist in Herczegs Augen der größte Mangel der damaligen herrschenden Schicht.

Sirius enthält noch sechs weitere phantastische Erzählungen: „Baron Rebus“; „Die Hauttauscher“; „Der Kranichmensch“; „Pokorny der Unsichtbare“; „Ein Bericht aus dem kommenden Jahrhundert“; und „Friede auf Erden“.

Herausgeber Lars Dangel führt uns in einem ausführlichen Nachwort in das Leben und das Werk von Ferenc Herczeg ein. In Kürze sei gesagt, dass der Autor als Franz Herzog geboren wurde und deutschsprachig aufgewachsen ist. Er entwickelte sich zu einem begeisterten Vertreter der Magyarisierung und genoss vor dem Zweiten Weltkrieg in Ungarn größte Hochachtung, wurde aber nach der Unterwerfung des Landes durch die Sowjets totgeschwiegen. Erst in den letzten Jahren gibt es in Ungarn wieder eine Ferenc-Herczeg-Renaissance.


Robert B. Parker
Wer zähmt April Kyle?
Der neue Spenser
Deutsche Erstausgabe
Ullstein Krimi

*Parker, Robert B.: Wer zähmt April Kyle?

Robert B. Parker [Robert Brown Parker, 1932–2010]
Spenser 13: Wer zähmt April Kyle?
(Taming a Sea-horse, 1986)
Ullstein 10 480 (TB 158 S./DM 7,80)
Frankfurt/M Berlin 1987
Aus dem Amerikanischen von Klaus Kamberger
Genre: Krimi

„Haben Sie April doch noch gefunden?“ fragte ich.

„Steven hat sie in einem anderen Etablissement auf der West Side aufgespürt“, sagte sie. „Sechsundneunzigste und Central Park West.“ Sie gab mir die Adresse.

Ich drehte das Margarita-Glas langsam mit der rechten Hand auf der Tischdecke.

„Ordentliches Haus?“ fragte ich.

„Im Moment, ja“, sagte sie. „Aber nur im Moment. Wenn sie dort ein bißchen durch ist, wird sie abgelöst, und sie ste-

cken sie irgendwo hinein, wo ein bißchen weniger Aufwand getrieben wird."

„Und wenn sie da durch ist?" sagte ich.

Patricia Utley nickte. „Irgendwohin mit noch etwas weniger Plüsch."

Ich trank einen Schluck Margarita.

„Immer abwärts geht's im Leben", sagte ich. „Und immer im Kreis."

„Sie gerät in einen Kreisel", sagte Patricia Utley. „Aber sie wird keinen Spaß daran haben." (S. 5)

Patricia Utley führt ein ordentliches Haus in New York, in dem ihre Mitarbeiterinnen anständig behandelt und gut geschützt werden. Doch April Kyle, die schon einmal von dem Bostoner Privatdetektiv Spenser gerettet wurde, ist wieder auf Abwege geraten mit Ziel Bordsteinschwalbe.

Patricia beauftragt Spenser, April zu finden und von einem anzunehmenden Zuhälter loszueisen. Spenser gelingt es tatsächlich, den neuen „Freund" von April auszumachen: Es handelt es sich einen gewissen Robert Rambeaux, einen Musikstudenten, der es offenbar perfekt versteht, naive

Frauen für sich einzunehmen und dann auf den Strich zu schicken.

Schließlich findet er sogar April, die sich allerdings völlig uneinsichtig zeigt, was ihre Situation angeht.

> „Wenn ich Patricia Utley richtig verstanden habe, dann ist es dieses Unternehmen, Tiger Lilies, das Sie ausnutzt, bis Sie dann die nächste Stufe tiefer rutschen. Und unser alter Musikfreund Robert Rambeaux marschiert wieder los und reißt sich ein neues Mädchen auf."
>
> In Aprils Augen waren Tränen getreten. „Verdammter Miesmacher", sagte sie. Sie stand auf, drehte sich weg, stieg die Treppe hinauf und war zur Tür hinaus, sogar ohne sich die Zeit für eine Pose zu nehmen.
>
> Weit war ich nicht gekommen. (S. 17)

Dann versucht es der für seine handfesten Argumente bekannte Spenser mit dem auffallend gekleideten Rambeaux selbst und bedrängt ihn auf einer Parkbank.

> Ich lächelte ihn an.

„Beige“, sagte ich.

Er sagte: „Wie kommen Sie dazu, meine Lady zu belästigen?“

„Ah, Sie sind das, Robert Rambeaux?“

„Was wollen Sie von ihr?“

„Ich hatte gehofft, Sie könnten mir Karten für Ihr nächstes Konzert besorgen“, sagte ich.

Rambeaux seufzte und schüttelte den Kopf. „Witzbolde, wohin man schaut“, sagte er.

„Nun übertreiben Sie mal nicht, Bob“, sagte ich. „Alles, was hier bislang festgestellt werden konnte, ist, daß ich ein Witzbold bin.“

„Robert“, sagte er. Das kam ganz automatisch. „Ich habe Sie etwas gefragt, Boss, und ich will eine Antwort.“

„Boss, Bobby? Rassentöne? Der weiße Boss und das schwarze Opfer? Sie sind ja kaum schwärzer als Grace Kelly.“

„Ich sollte Ihnen den Arsch aufreißen, und zwar gleich hier.“

„Keine Frage, Bobby-Herz“, sagte ich. „Aber du kannst nicht. Und wenn du es versuchst, gerätst du ziemlich ins

Schwitzen und zerknitterst dir dein ganzes Gewand.“ (S. 18f)

Rambeaux hat für solche unerfreulichen Unterhaltungen stets ein Rasiermesser bei sich, aber er ist mit einer Waffe Spenser nicht gewachsen.

Robert griff in sein beiges Gewand und kam mit einem Rasiermesser wieder heraus. Er hielt es, als wüßte er, wie man damit umgeht.

„Du hörst besser auf das, was ich dir sage, weißer Bastard.“

„Himmlisch“, sagte ich, „das wird ja noch ein Vortrag über ethnische Stereotypen.“

„Verschwinde wieder nach Boston, du krummer Hund, und bleib, wo du einmal bist. Komm meiner Lady nicht noch einmal nahe.“

Ich saß noch immer. Ich schob meinen linken Fuß hinter seine rechte Ferse, hob meinen rechten Fuß in Höhe seines rechten Knies, zog mit dem linken, stieß mit dem rechten Fuß zu, und Robert ging nach hinten hinüber. Ich

stand auf und trat ihm das Rasiermesser aus der Hand. Die Hand kriegte dabei ein bißchen ab, und Robert schrie auf.

„Aus ist es mit der Geiger-Karriere“, sagte ich.

Mit einem Schwung kam er wieder hoch, und er war besser, als er aussah. Mit den Fäusten war er sogar ziemlich schnell. Fast so schnell, daß er mich getroffen hätte. Einen Schlag fing ich mit der rechten Schulter ab, einem anderen konnte mein Kinn gerade noch ausweichen, dafür traf ich seinen Solarplexus, und er knickte zusammen, wich zurück, hielt sich den Magen und keuchte.

„Von wegen Hund“, sagte ich. (S. 18)

Doch nachgeben will Rambeaux auch nach diesen Prügeln nicht. Daher beschattet ihn Spenser und stellt fest, dass der Zuhälter eine ganze Reihe von Pferdchen laufen hat. Eine davon, Ginger Buckley, befragt Spenser, um mehr über April und Rambeaux herauszufinden.

„Was war los? Warum sind Sie nicht in einem erstklassigen Haus unterge-

bracht? Warum hat er Sie auf die Straße geschickt?“

Sie zuckte erneut mit den Schultern. Im grellen Sonnenlicht konnte man kleine Falten um ihre Augen entdecken. Ihr Make-up wirkte hart.

„Er sagt, ich sei abgenutzt“, sagte sie.

Ich zog meine Augenbrauen hoch.

Sie nickte und aß von ihrem Popcorn. Sie hielt mir die Tüte hin. Ich schüttelte den Kopf.

„Rambeaux hat Sie also die Leiter hinunterbefördert.“

„Hmm. Viel weniger Geld pro Nummer.“

„Dafür mehr Nummern“, sagte ich.

„Und Roberts Studiengebühren bleiben immer gleich hoch“, sagte Ginger.

„Das wird sich auch nicht ändern“, sagte ich.

„Erzählen Sie mir lieber mal was, das ich noch nicht weiß“, sagte Ginger.

„Und wenn Sie noch ein bißchen abgenutzter sind?“

„In Miami gibt es ein Haus“, sagte sie, „da verlassen die Mädchen nie ihr Bett. Die Kerle kriegen fünfzehn Minuten zu-

gestanden, auf die Sekunde, dann läutet eine Glocke, sie müssen hoch, und der nächste Kerl kommt herein."

„Da fällt das Vorspiel reichlich kurz aus", sagte ich.

„Man lebt", sagte Ginger.

„Nein", sagte ich. „Das tut man nicht." (S. 31f)

Offenbar gibt es wichtige Leute, denen Spensers Aktivitäten aufgefallen sind: Rambeaux wird schwer verprügelt; April taucht völlig unter; Ginger wird ermordet. Nun gilt Spensers Interesse nicht mehr den kleinen Zuhälter, sondern den Männern, die hinter ihm stehen.

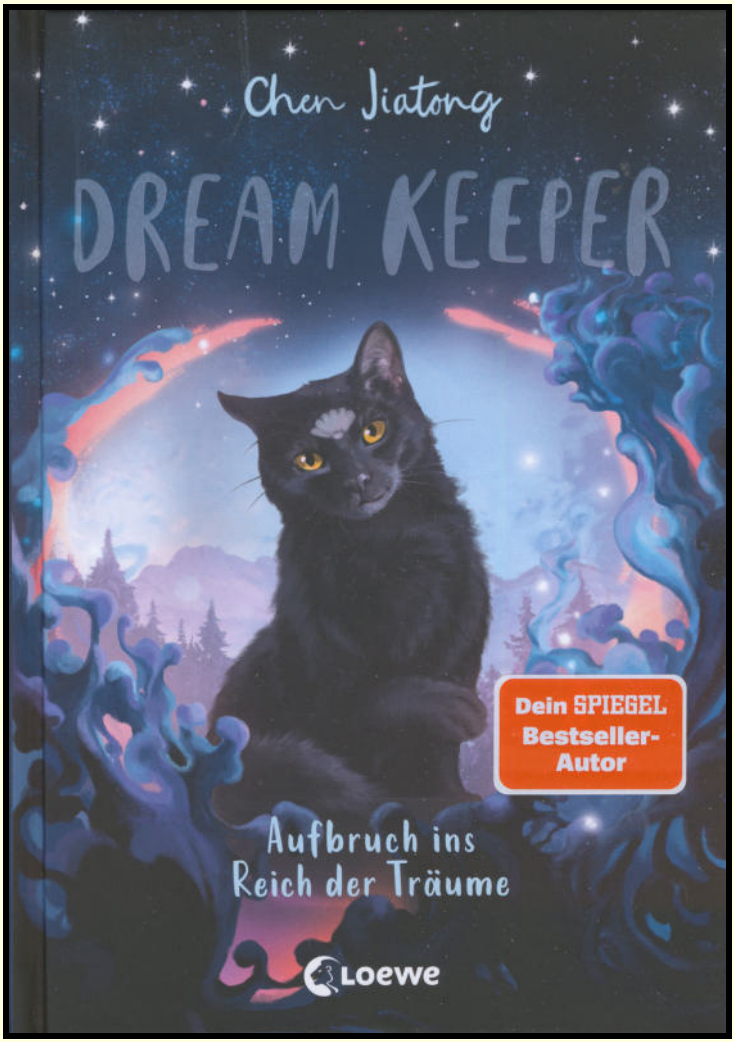
Wer zähmt April Kyle? ist ein dramatischer und überaus spannender Roman über die Ausbeutung von Prostituierten. Seine besondere Würze erhält der Krimi durch Spensers schrägen Humor, wie das nachfolgende Zitat zeigt, in dem er mit seiner Freundin, der Psychologin Susan Silverman, telefoniert.

Ich rief Susan an. Nach dem zweiten Läuten war sie am Apparat, genauer, ihre Stimme.

„Hallo, hier spricht Dr. Silverman. Ich kann Ihren Anruf jetzt nicht beantworten, aber wenn Sie eine Nachricht für mich haben, sprechen Sie bitte nach dem Pfeifton."

Ich sagte: „Scheiße." Aber das war vor dem Pfeifton, zählte also nicht. Nach dem Pfeifton sagte ich: „Frau Doktor, ich leide an einem Priapismus und brauche möglichst bald einen Termin bei Ihnen. Ich bin im St. Regis Hotel zu erreichen. Rufen Sie mich an, damit wir etwas verabreden können." Danach hängte ich ein und sah mir weiter die Nachrichten an. Viel war verdammt nicht passiert seit den letzten Nachrichten. Ich rief den Zimmerservice an, bestellte einen Bauernsalat und ein paar Flaschen Heineken-Bier.

Das Telefon läutete. Ich meldete mich. Susan sagte: „Hier ist Dr. Silverman. Gehen Sie unter die kalte Dusche und rufen Sie mich morgen früh wieder an." (S. 11f)


Chen Jiatong
DREAM KEEPER
Dein SPIEGEL Bestseller-Autor
Aufbruch ins Reich der Träume
Loewe

Chen Jiatong [1987–]

Dream Keeper 1: Aufbruch ins Reich der Träume
***(Dao Meng Mao,* 2018)**
Loewe (HC 220 S./€ 14,95)
Bindlach 2024, 2. Auflage
Aus dem Chinesischen von Leonie Weidel
Illustriert von Marie Beschorner
Genre: Phantastik

Was das Mädchen namens Kiki da so sanft und leise vor sich hin summte, war ein Schlaflied. Ihre Mutter hatte dieses Lied oft gesungen. Und so stellte sich Kiki auch jetzt vor, ihre Mutter säße neben ihr und singe sie in den Schlaf. Nach und nach wurde ihre Stimme leiser. Langsam schloss sie die Augen und versank tief in einen Traum …

Bunte Luftbläschen trieben dicht an Kiki vorüber. In diesem Traum trug sie ein rotes Kleid und saß auf einer feinen weißen Koralle auf dem Meeresgrund. Wie ein unendlich großer weißer Wald zogen sich die Aste und

> Stämme des Korallenriffs weit über den sandigen Boden hinweg. Der Meeresboden war weder kalt noch düster, wie man vielleicht annehmen würde. Das Licht hier war von einem durchscheinenden Hellblau, das Wasser angenehm warm und Kiki konnte darin problemlos atmen. Fantastisch leuchtende Fische flitzten immer wieder an ihr vorbei. Alles hier wirkte wie ein riesiges wunderbares Gemälde. (S. 11f)

Kiki ist dreizehn Jahre alt und lebt seit dem Tod ihrer Mutter zusammen mit ihrem alkoholkranken Vater Miro in der Stadt Meliaka. Auch in der Schule hat sie es nicht leicht, denn sie wird von Lehrern und Mitschülern gedemütigt; der schüchterne Klassenprimus Ruben ist ihr einziger Freund.

Nachts hat Kiki lebhafte Träume, deren Verlauf sie kontrollieren kann. Eines Tages erscheint ihr im Traum schwarzer Kater.

> Im Traum trug Kiki ihr rotes Kleid. Sie stand barfuß in einem weißen Raum, der unendlich groß und vollkommen leer schien. Der schwarze Kater war ne-

ben ihr, den Schwanz stolz in die Höhe gereckt.

„Wie bist du nur in meinen Traum gekommen, kleines Kätzchen?“, wunderte sich Kiki.

„Du denkst wohl, das war meine Idee? Ich muss das tun, das ist mein Auftrag!“, maulte der Kater.

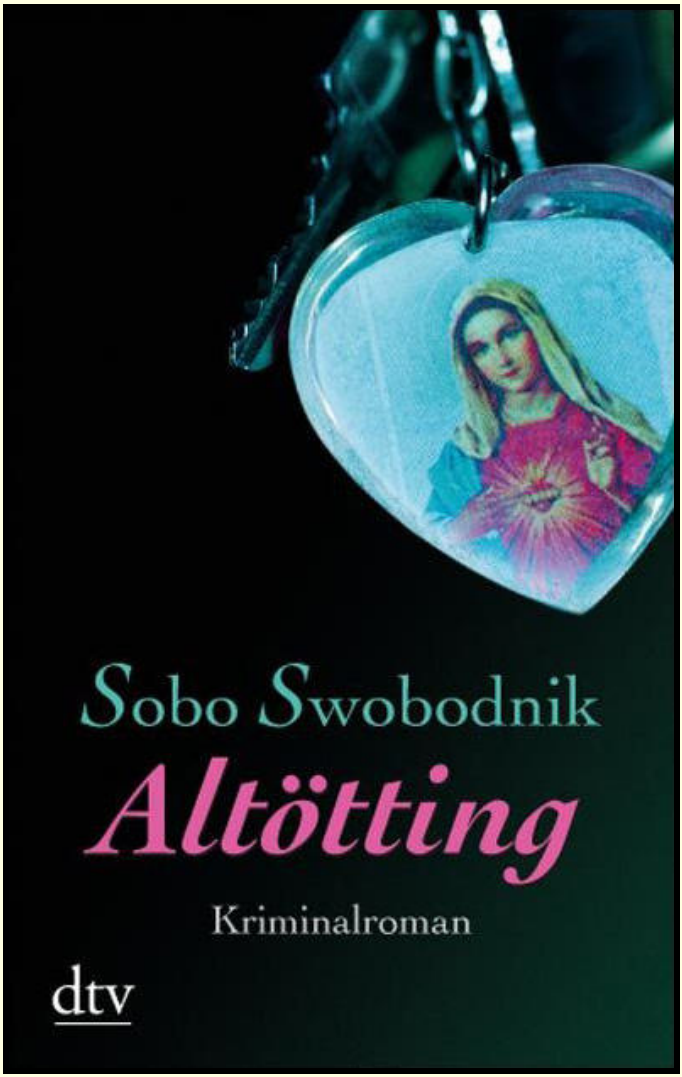
„Kat… der Kater kann ja sprechen?!“ Ungläubig riss Kiki die Augen weit auf.

„Dummkopf, natürlich kann ein Traumlotse im Traum sprechen!“, sagte der schwarze Kater naserümpfend. (S. 66f)

Der Kater, Neunundneunzig mit Namen, nimmt sie mit ins Traumland. Sie durchschreiten ein Marmortor, gelangen in einen Zauberwald und zu einem verschwunschenen See, in dem der Traumälteste lebt. Er erklärt Kiki, dass sie dank ihrer besonderen Begabung eine Traumkünstlerin werden kann, die den Menschen bei der Bewältigung ihrer Sorgen hilft. Zur Seite stehen soll ihr Neunundneunzig als Traumlotse.

Aufbruch ins Reich der Träume ist eine herzerwärmende Erzählung über ein Mäd-

chen, das es in der Familie und in der Schule sehr schwer hat, das aber trotzdem die Hoffnung auf ein schöneres Leben nicht aufgibt. Chen Jiatong erzählt in einem einfachen, aber sehr ansprechenden Tonfall ein Märchen für jüngere und nicht mehr so junge Leser.


Sobo Swobodnik
Altötting
Kriminalroman
dtv

Sobo Swobodnik
Paul Plotek 1: Altötting
dtv 20 970 (TB 254 S./€ 8,90)
München 2007
Genre: Krimi

> Der dritte Judas in sechs Wochen, zwei davon waren tot, einer wurde vermisst.
>
> Für Plotek hätten es aber auch zehn oder zwanzig in acht oder achtzehn Wochen sein können und davon alle tot. Paul Plotek hat sich noch nie für Judasse interessiert. Obwohl er von der Pike auf katholisch erzogen war, mit Abendmahl, Evangelium, Matthäus, Johannes und allem. Auch Ministrant war Plotek gewesen. Vom sechsten Lebensjahr an bis zum vierzehnten, mit Weihrauch, Messgewand, Eucharistie, Hochamt und Frühmesse. Aber das war die Kindheit, und die war längst vergangen. Und jetzt war jetzt. (S. 7)

Paul Plotek ist ein arbeitsloser, trinkfreudiger Münchner Schauspieler, dem sich unerwartet eine einmalige Gelegenheit bietet:

Sein alter Schulfreund, die unerschütterliche Frohnatur Arno, eröffnet ihm, dass Arnos Vater, der Bürgermeister von Altötting, ein Passionsspiel plant, um Touristen anzuziehen. Doch wie es das Unglück will, haben die ersten drei Wagemutigen, die den Judas spielen wollten, aus unterschiedlichen Gründen das Zeitliche gesegnet.

„Und jetzt stehen die Passionsspiele auf der Kippe. Eine Woche bevor der Vorhang hochgeht. Alle Karten sind schon verkauft. Stell dir das mal vor, ausverkauft. 21 Vorstellungen und kein Platz ist mehr frei. Sensationell! Aber ohne Judas ist das natürlich nicht zu machen. Ohne Judas ist jeder Jesus undenkbar. Ohne Judas kein Verrat, ohne Verrat keine Kreuzigung, ohne Kreuzigung keine Auferstehung und ohne Auferstehung keine Passionsgeschichte. Ergo: Ohne Judas keine Festspiele. Ja, gut, auf einen Johannes könnte man vielleicht noch verzichten. Aber der Judas ist eine tragende Rolle. Aber was erzähl ich denn, du kennst dich ja aus, du bist ja

in der katholischen Mythologie zu Hause.“ (S. 18f)

Arno findet, dass Plotek die ideale Besetzung für den Judas ist und lockt ihn tatsächlich nach Altötting, wo sich der arme Schauspieler daran macht, nicht nur die Rolle zu lernen, sondern auch die sonderbaren Todesfälle aufzuklären.

Altötting ist ein betont humorvoller Krimi. Von der Handlungsfolge her ist er der erste der Reihe um Paul Plotek, vom Erscheidungsdaten her allerdings bereits der dritte.

Doch lassen wir aus Jux auch ChatGPT zu Wort kommen.

> „Altötting“ von Sobo Swobodnik ist ein fesselndes Werk, das die Leser auf eine eindrucksvolle Reise in die gleichnamige Stadt in Bayern mitnimmt. Swobodnik gelingt es, die Atmosphäre und die kulturelle Bedeutung Altöttings lebendig darzustellen, während er gleichzeitig tief in die Geschichten und Schicksale der Menschen eintaucht, die dort leben.

Der Autor verbindet geschickt historische Elemente mit persönlichen Erzählungen, was dem Buch eine besondere Tiefe verleiht. Die Beschreibungen der Landschaft und der religiösen Stätten, insbesondere der berühmten Wallfahrtskirche, sind so anschaulich, dass man das Gefühl hat, selbst durch die Straßen Altöttings zu schlendern. Swobodniks Schreibstil ist dabei angenehm und einladend, was das Lesen zu einem wahren Vergnügen macht.

Ein zentrales Thema des Buches ist die Auseinandersetzung mit Glauben und Tradition. Swobodnik beleuchtet, wie diese Aspekte das Leben der Menschen in Altötting prägen und welche Rolle sie in der modernen Welt spielen. Die Charaktere sind vielschichtig und authentisch, was es dem Leser ermöglicht, sich mit ihren Hoffnungen, Ängsten und Träumen zu identifizieren.

Insgesamt ist „Altötting“ nicht nur eine Hommage an eine Stadt, sondern auch eine tiefgründige Reflexion über Identität, Glaube und Gemeinschaft. Sobo Swobodnik schafft es, die Leser zum

> Nachdenken anzuregen und gleichzeitig zu unterhalten. Dieses Buch ist sowohl für Liebhaber von regionaler Literatur als auch für diejenigen, die sich für die kulturellen Facetten Deutschlands interessieren, sehr empfehlenswert. (chatopenai.de)

Der Text ist schön geschrieben und lobt das Werk über den Schellenkönig, aber noch stärker danebenzuliegen ist kaum möglich. Es ist offensichtlich, dass ChatGPT keine Ahnung vom Inhalt des Buches hat, sondern schlichtweg irgendwelche Informationen aus beliebigen Altötting-Büchern zusammenkramt. Dabei sind doch Inhaltsangaben, Klappentexte und Buchbesprechungen im Internet seit 2007 frei zugänglich, so dass auch eine Künstliche Intelligenz leicht an brauchbare Informationen herankommen könnte, selbst wenn ihr der vollständige Text des Werkes nicht zugänglich ist.

Das Hauptproblem bei ChatGPT scheint zu sein, dass die KI um keinen Preis zugeben will, nichts über das Thema zu wissen. Sie hätte ja auch einfach sagen

können, es tue ihr leid, sie habe keine Informationen über das Buch, aber stattdessen phantasiert sie einen Inhalt zusammen.

Jedenfalls ist dieses kleine Experiment ein deutlicher Beweis dafür, wie wenig man sich auf eine KI verlassen kann.

ALI STANDISH
Das geheimnisvolle Internat der besonderen Talente
Baskerville
HALL
HANSER

Ali Standish []
Baskerville Hall 1: Baskerville Hall. Das geheimnisvolle Internat für besondere Talente
***(The Improbable Tales of Baskerville Hall,* 2023)**
Hanser (HC 334 S./€ 17,00)
München 2024
Aus dem Amerikanischen von Sandra Knuffinke und Jessika Komina
Genre: Steampunk

Arthur hatte fast immer recht. In der Schule wusste er zum Ärger seiner Klassenkameraden stets als Erster die richtige Antwort, aber allen war klar, dass er nichts dafürkonnte. Er war nun mal einfach ein heller Kopf.

Wenn man Arthur Conan Doyle an diesem kühlen Septembertag gefragt hätte, ob etwas Seltsames in der Luft lag, ein Abenteuer, vielleicht sogar Gefahr, dann hätte er einen mit Sicherheit für einen Betrüger gehalten, der einem den letzten Penny aus der Tasche ziehen wollte.

> Aber selbst Arthur hatte, wie sich noch herausstellen sollte, eben nur *fast* immer recht. (S. 13)

Arthur Conan Doyle führt mit seinen Eltern und Schwestern ein armseliges Leben im Schottland des Jahres 1868, denn das Geld reicht vorne und hinten nicht. Zwar arbeitet sein Vater als Illustrator, aber er leidet offenbar unter starken Depressionen, weshalb er nicht sonderlich viel verdient.

Eines Tages bemerkt er, dass eine Frau, die einen Kinderwagen schiebt, kurz davor ist, in Ohnmacht zu fallen. Er fängt sie auf, damit sie sich nicht verletzt, aber der Kinderwagen mit einem Säugling rast die Straße hinunter auf ein Fuhrwerk zu. Arthur schleudert einen kleinen Stein auf einen Herrn, dieser dreht sich um, bemerkt den Kinderwagen und hält ihn auf.

> Der Mann lehnte sich an die Mauer der Buchhandlung und tippte sich nachdenklich mit seiner kalten Tabakpfeife an die Lippen.
>
> „Du hast die Frau also aufgefangen, ja?“, erkundigte er sich. „Dann musst

du ja außerordentlich gute Reflexe haben."

„Nein, Sir", erwiderte Arthur, verunsichert von dem durchdringenden Blick des Fremden. „Ich wusste bloß, dass sie ohnmächtig werden würde."

„Ach? Woran hast du das denn erkannt?"

„Na ja, sie war so blass und schien schlecht Luft zu kriegen. Außerdem war ihre Taille sehr schlank, obwohl sie doch so ein kleines Baby in ihrem Wagen hatte. Und da ihr Kleid augenscheinlich neu war, dachte ich mir, sie hätte sich dazu vielleicht auch ein" – an dieser Stelle senkte er die Stimme zu einem Flüstern – „*Korsett* gekauft."

Er konnte nur hoffen, dass der Fremde sich nicht wunderte, warum er sich mit solchen Dingen auskannte, aber er teilte sich nun mal ein Zimmer mit fünf Schwestern, und seine Mutter hatte gerade vor ein paar Monaten die kleine Constance zur Welt gebracht.

Arthur räusperte sich. „Offenbar war es zu straff geschnürt und das kann bekanntlich zu Atemnot führen, weswe-

> gen die betroffenen Damen manchmal…“
>
> „In Ohnmacht fallen“, beendete der Fremde den Satz für ihn. „Ganz richtig.“ (S. 20)

Offenbar hat Arthur den Fremden mit seiner Beobachtungsgabe und seiner Geschicklichkeit so beeindruckt, dass er Tags darauf eine Einladung zur Schule „Baskerville Hall“ in Nordengland erhält, kostenlos natürlich. Die Einladung ist von dem Direktor der Schule, Professor George Edward Challenger, persönlich unterzeichnet; aus dem Papier geht unter anderem hervor, dass dort ein gewisser J. H. Watson Anatomie und Physiologie unterricht.

Arthur fährt zu Baskerville Hall nicht etwa mit der der Kutsche, nein, er wird mit einem fortschrittlichen Luftschiff abgeholt. Und das ist nur das erste der vielen technischen Wunder, denen er in Baskervielle Hall, das „Scientia per Explorationem“ auf sein Banner geschrieben hat, begegnen wird.

Ali Standish bedient sich in *Baskerville Hall* sehr geschickt der Figuren und Motive,

die der echte Arthur Conan Doyle in seinen Romanen beschrieben wird. Die Autorin erzählt sehr unterhaltsam eine gerade noch glaubwürdige Geschichte, die ein wenig mit dem Science-Fiction-Subgenre des Steampunk verwandt ist.

EMMA SOUTHON
Eine Geschichte des Römischen Reiches in 21 Frauen
aufbau

Emma Southon

Eine Geschichte des Römischen Reiches in 21 Frauen
***(A History of the Roman Empire in 21 Women*, 2023)**
Aufbau (HC 496 S./€ 28,00)
Berlin 2024
Aus dem Englischen von Rita Gravert und Caroline Weißbach
Genre: Sachbuch

Historiker:innen der römischen Antike, die sich mit dem Thema Gender befassen, erzählen gern eine Geschichte, die sich in den 1970er Jahren abgespielt hat. Sie geht so: Eines Tages traten Studentinnen eines amerikanischen Colleges an ihren Professor, einen hoch geachteten Historiker römischer Geschichte, heran und baten, er möge doch ein Seminar zu Frauen in der römischen Geschichte anbieten. Da sie unter den ersten Frauen waren, die je an dieser Universität Alte Geschichte studiert hatten, wollten sie sich selbst auf dem Lehrplan wiederfinden. Doch der Professor weigerte sich. Zu ihrer Bestürzung antwor-

> tete er, dass er genauso gut ein Seminar über römische Hunde geben könne. Seine Botschaft war eindeutig: Frauen haben in der Geschichte keinen Platz. In der Geschichte geht es nicht um Frauen, Kinder, nicht-binäre Menschen oder, in der Tat, Hunde. Geschichtemachen ist für ihn und furchtbar viele andere Leute das *Tun Wichtiger Dinge.* Es geht darum, Schlachten zu gewinnen und *Wichtige Öffentliche Meinungen Zu Haben.* Geschichte ist Politik und öffentliche Verlautbarungen. Frauen schreiben keine Geschichte. (S. 13)

Jahrhundertelang war Geschichtsschreibung eine Sache der Männer: Männer schrieben über Männer, die Männerdinge taten. Doch seit es auch Studentinnen der Geschichte gibt, wird der Ruf laut, auch etwas über die großen Frauen der Geschichte zu erfahren.

Diesem Wunsch kommt die promovierte Historikerin Emma Southon in ihrem Werk *Eine Geschichte des Römischen Reiches in 21 Frauen* nach: Sie erzählt von Tarpeia und Hersiela aus der Zeit des Römischen König-

reichs 750 v. Chr. bis zu Galla Placidia, der letzten Römerin der Spätantike im Jahr 414 n. Chr.

Eine auffallende Lücke gibt es allerdings: Livia Drusilla (58 v. Chr. bis 29 n. Chr.), die dritte Ehefrau von Kaiser Augustus, Vorfahrin vierer Kaiser, nach ihrem Tod von ihrem Enkel Claudius als Diva Augusta vergöttlicht. Ob es zutrifft, was Cornelius Tacitus berichtet, dass sie ihre halbe Verwandtschaft einschließlich des Imperators vergiftet hat, das ist nach heutigem Forschungsstand allerdings nicht sicher.

David Brafman
DIE
KUNST DER
ALCHEMIE
Eine Weltgeschichte
Haupt

David Brafman
Die Kunst der Alchemie. Eine Weltgeschichte
***(The Art of Alchemy*, 2023)**
Haupt (HC 176 S./€ 36,00)
Bern 2024
Aus dem Englischen von Susanne Schmidt-Wussow
Genre: Sachbuch

Alchemie war die Kunst, natürliche Materie in „menschengemachte“ Schöpfungen umzuwandeln. Die uralte Technologie, die die Alchemie hervorbrachte, besaß eine wundersame Macht: Feuer konnte Sand in Glas umwandeln und Kupfer ließ sich aus Gesteinen wie Malachit und Azurit gewinnen, indem man es den Flammen überließ. In beiden Fällen „verwandelte“ sich natürliche Materie in plastische Materialien, die sich in künstlerische Formen bringen (oder als Kriegswaffen verwenden) ließen. Zudem ließen sich Prozesse, die in der Natur Jahrtausende dauern, unter Laborbedingungen stark beschleunigen. Somit konnte die Alchemie nicht nur den

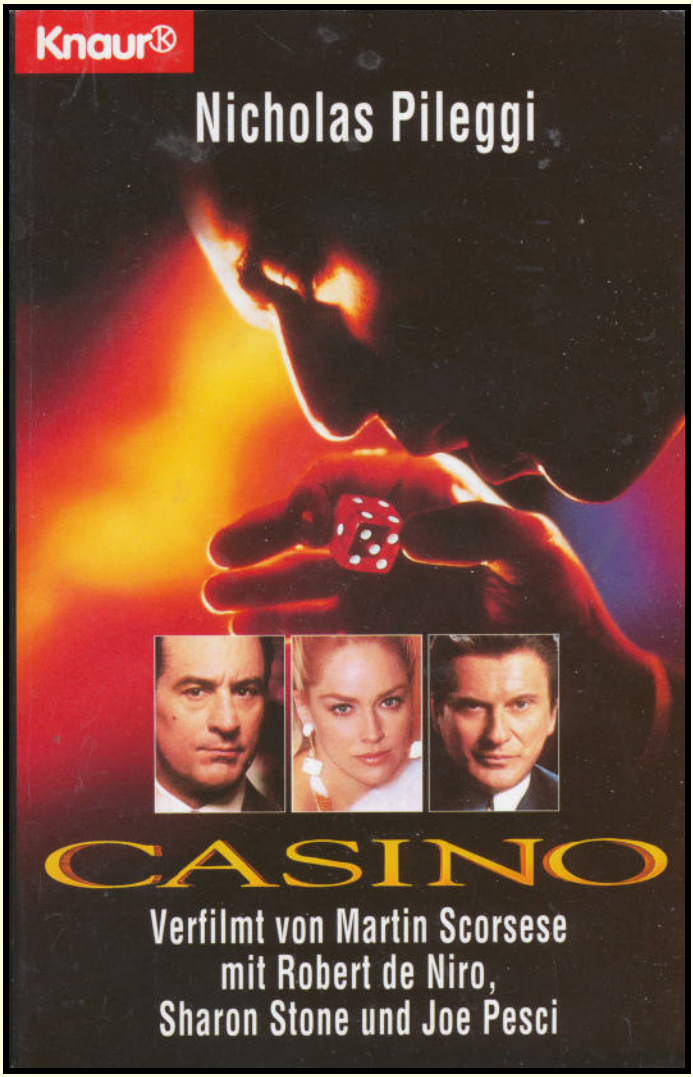
> Akt der natürlichen Schöpfung imitieren – sie konnte ihn beschleunigen, perfektionieren und sogar übertreffen.
>
> In der akademischen Vergangenheit, als Physik und Chemie noch unter der Überschrift „Naturphilosophie“ zusammengefasst wurden und das intellektuelle Ziel hatten, die Natur zu begreifen, waren die alchemistischen Techniken die Werkzeuge, nach denen Philosophen, Wissenschaftler und Künstler gleichermaßen griffen, um die Elemente der Natur nachzubilden. Vielleicht war es auch das schwer zu fassende Wesen der Alchemie, das ihr Studium so verlockend machte. Das Versprechen, mithilfe der Alchemie aus der Natur gewonnene einfache Materie in Gold zu verwandeln oder Unsterblichkeit zu erlangen, faszinierte Denker und Experimentatoren jahrhundertelang. Alchemie schien den Schlüssel zu den Geheimnissen der Schöpfung in sich zu tragen. (S. 6)

Wie David Brafman im Vorwort ausführt, gab es in der Antike keine wissenschaftli-

che Grundlage dafür, dass man aus Steinen Metalle wie Kupfer und Zinn gewinnen konnte. Dieses Umwandlung bestrachtete man als einen göttlicher Segen, und so lag die Vermutung nicht fern, dass man mindere Materialien mit Feuer und geheimen Zutaten auch in Gold verwandeln könne.

Der Alchemie verdanken wir den wichtigsten technischen Fortschritt von der Steinzeit bis ins Mittelalter, und die Chemie führt ihre Errungenschaften weiter fort. Die Scharlatane, die teils in gutem Glauben, teils wider besseres Wissen in der frühen Neuzeit versprachen, Blei in Gold umwandeln zu können – sofern man ihnen zuvor nur genügend Goldmünzen zukommen ließe – waren nur ein kleiner Irrweg in der Kunst der Alchemie, der allerdings bis heute ein schlechtes Licht auf sie geworfen hat.

David Brafman hilft diesem Mangel in seinem hochinteressanten, reichhaltig bebilderten Sachbuch ab.


Knaur
Nicholas Pileggi
CASINO
Verfilmt von Martin Scorsese
mit Robert de Niro,
Sharon Stone und Joe Pesci

Nicholas Pileggi [1933–]

Casino
***(Casino. Love and Honor in Las Vegas,* 1995)**
Knaur 60 439 (TB 368 S./DM 14,00)
München 1996, 2. Auflage
Aus dem Amerikanischen von Karin Dufner und Christine Strüh
Genre: Sachbuch

Lefty Rosenthal glaubte nicht ans Glück. Er vertraute nur Statistiken. Zahlen. Wahrscheinlichkeitsrechnungen. Mathematik. Den Daten, die er selbst erhoben hatte, indem er die Anzahl der gewonnenen und verlorenen Spiele jeder Mannschaft auf Karteikarten festhielt. Seiner Überzeugung nach waren die Ergebnisse im voraus abgesprochen; Schiedsrichter und Linienrichter konnte man kaufen. Lefty kannte sogar einige Basketballer, die sich jeden Tag stundenlang in der Kunst übten, den Korb zu verfehlen, und er kannte auch Leute, die auf eine mittlere Quote setzten und damit zehn Prozent Profit machten. Soweit er bis jetzt mitbekommen hatte,

> zeigten einige Sportler nur wenig Engagement, während andere trotz Verletzungen antraten. Außerdem war Lefty überzeugt, daß es Gewinn- und Verlustserien gab; er glaubte an Punktedifferenzen und Wetten ohne Limit und auch daran, daß man Karten so geschickt geben konnte, daß nicht einmal das Zellophan um das Päckchen Schaden nahm. Mit anderen Worten, Lefty glaubte beim Glücksspiel an alles außer ans Glück. Das Glück war der Feind, der Versucher, der einen mit verlockendem Flüstern von der Statistik ablenkte. Schon früh hatte Lefty gelernt, daß er den Zufall ausschalten mußte, wenn er jemals ein guter und professioneller Spieler werden wollte. (S. 21)

Casino erzählt die Lebensgeschichte von Frank „Lefty“ Rosenthal (1929–2008), einem der berühmtesten Zocker Amerikas, der es zum Chef eines Casinos in Las Vegas brachte, sich mit der Mafia abgab und nebenbei als FBI-Informant arbeitete.

Das Sachbuch ist bekannt geworden durch die gleichnamige, dramatische Ver-

filmung von Martin Scorsese aus dem Jahr 1995, in der Robert De Niro die Hauptrolle spielte.

Lisa McMann
WÄCHTER DER MAGIE
Aufbruch nach Artimé
Der BEST-SELLER aus den USA
arsEdition

Lisa McMann [1968–]

Wächter der Magie 1: Aufbruch nach Artimé
***(The Unwanteds 1: The Unwanteds*, 2011)**
arsEdition (HC 382 S./€ 17,00)
München 2024
Aus dem Amerikanischen von Doris Attwood
Genre: Fantasy

Ein leichter Windhauch wehte über die steinernen Mauern und durch den Stacheldrahthimmel, an jenem Tag, an dem Alex Stowe getilgt werden würde. Alex stand wartend auf dem staubigen Zentralplatz von Quill und spürte, wie die sanfte Brise den Schweiß auf seiner Oberlippe kühlte. Sein Zwillingsbruder Aaron stand neben ihm, ihre Eltern hinter ihnen. Ringsum versammelt war das Volk von Quill – wartend, starrend, den leeren Ausdruck schlafender Fische auf den Gesichtern.

Mr Stowe bohrte seine Finger fest in Alex' Rücken. *Ein letzter Stich in die Nieren, ein letztes Auf Wiedersehen*, dachte Alex. *Oder eine Warnung, nicht davonzu-*

laufen. Alex blickte zu Aaron, dessen Miene nur die winzigste Regung verriet. War es Angst? Oder Trauer? Alex konnte es nicht sagen. (S. 11)

Die Hohepriesterin Justine führt in der Stadt Quill ein strenges Regiment. Im Alter von dreizehn Jahren werden alle Kinder einer Prüfung unterzogen, bei der sie in Gewollte, Notwendige und Ungewollte eingeteilt werden. Die Ersten werden bevorzugt, die Zweiten toleriert und die Dritten getilgt.

Neben fünfzig anderen Prüflingen trifft es dieses Jahr am Tag der Tilgung auch die Zwillinge Aaron und Alex Stowe. Während Aaron zu den Gewollten gewählt wird, muss Alex zu den Ungewollten. Alex wird zusammen mit seiner Freundin Meghan Ranger und allen übrigen zu Tilgenden aneinandergekettet und zur Farm des Todes transportiert, wo die Liquidatoren auf sie warten. Dass diese die Form von fliegenden Schildkröten annehmen, das hätte Alex, der sich wohl oder übel mit seinem Schicksal abgefunden hat, allerdings nicht erwartet.

Meghan schien sich offenbar nicht länger beherrschen zu können und schrie: „Was passiert hier?“

Alex drückte ihre Hand, eher um sich selbst als um Meghan zu versichern, dass sie immer noch zusammen waren. Er japste nach Luft, konnte aber nichts erwidern. Einen Moment später schmolz das gleißende Weiß dahin und leuchtende Farben erstrahlten. Der kleine, trostlose Hof hatte sich in eine riesige und so bunte Welt verwandelt, dass Alex kaum richtig sehen konnte.

Die Sonne schien von einem kräftig blauen Himmel. Der Beton verwandelte sich in einen Teppich aus saftig grünem Gras, Wasserfontänen sprühten aus der Erde. Tausende Bäume sprossen und wuchsen zu ihrer vollen Größe heran, weit und breit verstreut. Der kochende See flaute zu einem ruhigen Meer aus Blau und Grün ab, und das einsame, graue Gebäude streckte sich zu einer mächtigen, weitläufigen Villa aus Feldstein. Das verdorrte Unkraut um die Füße der Kinder begann zu zittern und

verwandelte sich in weitäugige Tiere, gewöhnliche wie fantastische.

Selbst die Liquidatoren veränderten sich. Ihre schwarzen Gewänder verschwanden und alle vier wurden noch größer, mit tierähnlichen Köpfen und langen, schlanken Hälsen, die sich zu den imposanten, kräftigen Körpern von Wesen formten, wie die Ungewollten sie noch nie zuvor gesehen hatten. (S. 27)

Das schreckenerregende Ambiente der „Farm des Todes“ ist nur Tarnung und weicht einer phantastischen Idylle. Der Anführer der Ausgestoßenen, Marcus Today, heißt die Neuankömmlinge in Artimé willkommen, wo Kreativität und Magie regieren.

In Quill geht es dagegen nicht so fröhlich zu.

„Adjutantin“, begann Justine tonlos, „ich habe beschlossen, dass dies dein letztes Jahr ist.“ .

Die Adjutantin blickte starr geradeaus auf den Hinterkopf des Fahrers. Sie nickte langsam.

Die Hohepriesterin fuhr fort: „Ich werde einen Studenten der Universität als deinen Nachfolger auswählen. Du wirst ihn als deinen Assistenten ausbilden. Wenn er so weit ist, schicken wir dich in den Ältestensektor, wo du eingeschläfert werden wirst."

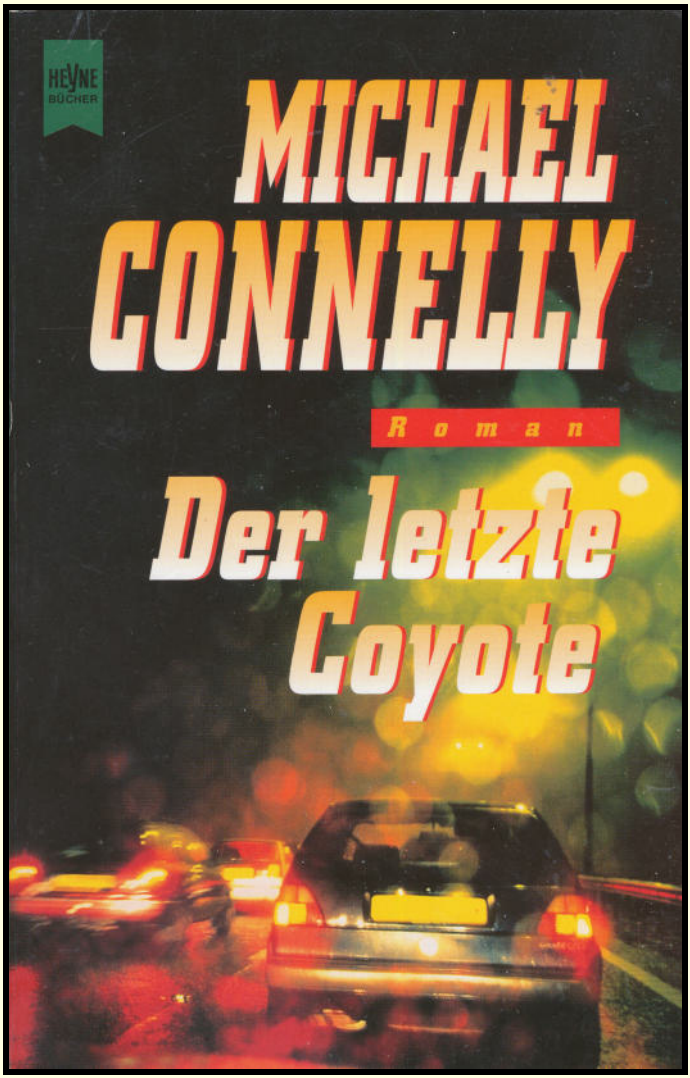
„Quill floriert, wenn die Starken überleben", murmelte die Adjutantin. Ihre Stimme verriet keinerlei Emotion. (S. 35)

Wer hier nicht mehr den Anforderungen genügt, wird kurzerhand eingeschläfert. Die Opfer sind so indoktriniert, dass sie diese Maßnahme widerspruchslos akzeptieren.

Natürlich weiß man in Quill nichts von der Existenz von Artimé. Aber wenn die Hohepriesterin hinter die Täuschung kommen sollte, dann herrscht größte Gefahr für die Enklave der Magie.

Aufbruch nach Artimé zeichnet auf der einen Seite das Bild einer bedrückenden Antiutopie, dem das wundervolle, phantastische, aber möglicherweise wehrlose Artimé

entgegensteht. Offenbar kann sich Artimé aber noch halten, denn den begeisterten Leser erwarten noch viele Fortsetzungen.


HEYNE BÜCHER
MICHAEL CONNELLY
Roman
Der letzte Coyote

*Connelly, Michael: Letzte Coyote

Michael Connelly [Michael Joseph Connelly, 1956–]
Harry Bosch 4: Der letzte Coyote
***(The Last Coyote*, 1995)**
Heyne 01/10 511 (TB 398 S./DM 14,90)
München 1998
Aus dem Amerikanischen von Norbert Puszkar
Genre: Krimi

„Worüber möchten Sie zuerst sprechen?“

„Worüber ich sprechen möchte?“

„Ja. Wollen Sie mit dem Vorfall anfangen?“

„Mit dem Vorfall? Nun, natürlich hab’ ich mir so meine Gedanken darüber gemacht.“

Sie wartete, aber er sprach nicht weiter. Noch bevor er in Chinatown angekommen war, hatte er einen Entschluß gefaßt. Er würde sie zwingen, ihm jedes Wort einzeln aus der Nase zu ziehen.

„Könnten Sie mir sagen, was Sie denken, Detective Bosch?“ fragte sie endlich. „Das ist der Zweck der …“

„Ich denke, daß das Ganze eine Scheißfarce ist – reines Theater. Aber das scheint ja der Zweck der Übung zu sein. Mehr hab’ ich nicht zu sagen.“ (S. 5)

„Any thoughts that you’d like to start with?”

„Thoughts on what?”

„Well, on anything. On the incident.”

„On the incident? Yes, I have some thoughts.”

She waited but he didn’t continue. He had decided before he even got to Chinatown that this would be the way he would be. He’d make her have to pull every single word out of him.

„Could you share them with me, Detective Bosch?” she finally asked. „That is the purpose of—”

„My thoughts are that this is bullshit. Total bullshit. That’s the purpose. That’s all.”

Detective Harry Bosch, angestellt beim Los Angeles Police Department, hat in einem Wutanfall den unerträglich arroganten und zugleich dummen Lieutenant Harvey Pounds mit dem Kopf voran durch eine Glastür gestoßen. Weil Assistant Chief Irvin S. Irving viel von Bosch hält, wird dieser nicht sogleich entlassen, sondern nur zeitweilig suspendiert, mit der Auflage, sich von der Psychologin Carmen Hinojos behandeln zu lassen.

Obwohl Bosch die Gespräche mit Carmen Hinojos ursprünglich ablehnt, gewinnt er doch die Einsicht, dass er an einem Kindheitstrauma endet: Seine Mutter Marjorie Lowe, eine Prostituierte, wurde im Jahr 1961 ermordet. Das Jugendamt hatte ihr den Sohn schon vor ihrem Tod weggenommen, weil es die häusliche Situation für ungenügend hielt und weil kein Vater bekannt war. Die Polizisten wollten damals ihre Zeit nicht für eine Nutte vergeuden und begnügten sich damit, ein paar Menschen aus der Umgebung von Marjorie oberflächlich zu befragen, um ihre Pflicht formal zu erfüllen, bevor sie die Akte schlossen.

Angeregt durch die psychologische Behandlung beschließt Bosch, die Zeit seiner Suspendierung zu nutzen, um den Mörder seiner Mutter zu entlarven. Eigentlich darf Bosch keine Ermittlungen mehr durchführen, aber er stiehlt die Polizeimarke des Schreibtischhengstes Pounds, dem der Verlust nie auffallen wird, und gibt sich bei den meisten Befragungen und Nachforschungen als sein Widersacher aus.

Im Archiv kann er Folgendes lesen.

Das Opfer wurde mehrmals wegen unbefugten Herumlungerns in Hollywood verhaftet (siehe VH 55-002, 55-913, 59-056, 60-815, und 60-1121). Detectives Gilchrist und Stano vom Sittendezernat beschrieben das Opfer als Prostituierte, die von Zeit zu Zeit in Hollywood auf den Strich ging und mehrmals verwarnt worden war. Das Opfer wohnte in einem der Einzimmerapartments des El Rios, zwei Blocks nördlich vom Tatort. Es wird vermutet, daß sie z. Z. für einen Callgirl-Ring arbeitete. MP 1906 war in der Lage, das Opfer zu identifizieren, da er die Person in den letzten Jahren

des öfteren in der Gegend gesehen hatte. (S. 34f)

Victim had a previous history of loitering arrests in the Hollywood. (See AR 55-002, 55-913, 56-111, 59-056, 60-815 and 60-1121) Vice Detective Gilchrist and Stano described victim as a prostitute who periodically worked in the Hollywood area and had been repeatedly warned off. Victim lived at El Rio Efficiency Apts. located two blocks northerly of crime scene. It was believed that the victim had been currently involved in call girl prostitution activities. R/O 1906 was able to make identification of the victim because of familiarity of having seen victim in the area in previous years.

Die Autopsie brachte zutage, dass Marjorie erschlagen worden war. Nachträglich wurde sie mit ihrem eigenen Gürtel gewürgt, was Bosch zu der Vermutung veranlasst, der Mörder habe eine Sexualtat vortäuschen wollen.

Aber der Umstand, daß sie erst nach dem Tod erwürgt wurde und daß man keine überzeugenden Indizien für eine Vergewaltigung entdeckt hatte, eröffnete noch eine andere Möglichkeit. Einige Faktoren schienen darauf hinzudeuten, daß sie von jemandem ermordet worden war, der seine Täterschaft und sein Motiv als Sexualverbrechen getarnt hatte.

Bosch konnte sich nur einen Grund für solch eine Irreführung denken. Der Mörder kannte das Opfer. Beim Weiterblättern fragte er sich, ob McKittrick und Eno zu dem gleichen Schluß gekommen waren. (S. 36f)

But the fact that strangulation occurred after death and that there was no convincing physical evidence of rape raised another possibility as well. They were factors from which it could also be speculated that the victim had been murdered by someone who then attempted to disguise his involvement and motivation in the randomness of a sex crime. Bosch could think of only one

> reason for such misdirection, if that had been the case. The killer knew the victim. As he moved on, he wondered if McKittrick and Eno had made any of the same conclusions he had made.

Die ermittelnden Polizisten Claude Eno und Jake McKittrick haben laut Zeitplan Marjories Zuhälter Johnny Fox vernommen, aber das Protokoll fehlt in den Akten. Der Letzte, der sich vor Bosch die Akten angesehen hatte, war laut Eintrag im Jahr 1972 der damalige Bezirksstaatsanwalt Arno Conklin.

Nun ist Bosch klar, dass an der Sache etwas faul sein muss, denn wieso sollte sich ein Bezirksstaatsanwalt eine Akte über einen Mordfall ansehen, mit dem er nicht befasst ist. Noch seltsamer ist, dass der Zuhälter trotz seiner Vergangenheit vom Staatsanwalt als Wahlhelfer angestellt wurde, wie Bosch später herausfindet, und dass er kurz darauf auf der Straße von einem Unbekannten überfahren wurde.

Johnny Fox ist also tot, und der Detective Claude Eno ebenfalls, dieser immerhin infolge eines natürlichen Todes, wie Bosch feststellt. Aber er kann den Detective Jake

McKittrick, den Bezirksstaatsanwalt Arno Conklin und nicht zuletzt auch Meredith Roman, Marjories Kollegin und beste Freundin, befragen.

Der letzte Coyote ist ein ungewöhnlich faszinierendes Werk dank seiner Funktion als spannender Krimi einerseits und als psychologischer Roman, der sich mit den seelischen Verletzungen der Hauptperson auseinandersetzt, andererseits.

Michael Connelly baut die Handlung überaus sorgfältig auf, indem er wie in einem echten Kriminalfall sämtliche Protokolle und Beweismittel ausführlich vorstellt, bevor sein Protagonist die Suche nach dem wahren Schuldigen beginnt. Am Schluss beschreibt der Autor noch furiose Actionszenen und lässt die Handlung unerwartete, aber glaubwürdige Wendungen machen, die in ein dramatisches Ende gipfeln.

Die Spiele: tödlich. Der Einsatz: ihr Leben ... und ihr Herz.
ABIGAIL OWEN
TikTok
#BookTok
Bestseller
SPIEGEL
Bestseller
THE
GAMES
GODS PLAY
dtv
SCHATTENVERFÜHRT

Abigail Owen

Crucible 1: The Games Gods Play.
Schattenverführt
***(The Games Gods Play*, 2024)**
dtv (HC 690 S./€ 25,00)
München 2024
Aus dem Amerikanischen von Julia Schwenk
Genre: Phantastik

Ein knisternder Blitz zuckt direkt über dem Tempel des Zeus herab und lässt mich erschrocken zusammenfahren. Durch die Zuschauermenge geht aufgeregtes Raunen. Hier in San Francisco leben Menschen der unterschiedlichsten Schichten und Kulturen, es werden viele verschiedene Götter verehrt, aber Zeus ist ganz klar der Schutzpatron dieser Stadt.

Ich muss nicht zum Heiligtum schauen, um zu wissen, wie es aussieht: ein strahlend weißes Monument mit den charakteristischen kannelierten Säulen, das gerade vom Flackern und den Funken des nie erlöschenden Lichtbogens

über seinem Dach in schwach violetten Schein getaucht wird.

Ich schüttle den Kopf. Zeus ist *sehr* stolz auf die Sache mit den Blitzen, weswegen wir hier in der einzigen Metropole der Welt leben, die von einem Gott mit Energie versorgt wird. Wenn Zeus allerdings angepisst ist … Tja, dann geht uns gerne mal das Licht aus. Keine Ahnung, wie oft und lange man im Tempel auf Knien, rutschen muss, wenn man zu den Leuten gehört, die in den Genuss einer stabilen Stromversorgung kommen. Da lebe ich lieber im Dunkeln. (S. 11)

Lyra Keres, dreiundzwanzig, hat sich für Schulden ihrer Eltern als Diebin verpflichten müssen. Sie hat ihre „Pledge“ zwar bereits getilgt, ist aber bei dem einmal eingeschlagenen Beruf geblieben.

Ich habe das Gefühl, Medusa direkt in die Augen zu schauen, denn mein gesamter Körper ist auf einmal wie versteinert. Beim Anblick seines Gesichts höre ich nur noch das hämmernde Rau-

schen meines Bluts in den Ohren. In meinem Kopf herrscht das blanke Chaos und mein Verstand verarbeitet nur mühsam, was meine Augen ihm melden.

Oh nein. Das kann doch nicht wahr sein.

Von einer Sekunde auf die andere verpuffen die Emotionen, die mich fuchsteufelswild hierher haben stürmen lassen, und zurück bleibt nur Leere. Ich habe zum ersten Mal den Anflug einer Verbindung zu jemandem gespürt und dann ist es … Ich meine … Naja, ich bin ja hergekommen, weil ich ein Hühnchen mit einem Gott zu rupfen hatte. Nur nicht mit *diesem.* (S. 26)

Alle hundert Jahre veranstalten die Götter des griechischen Pantheon einen Wettbewerb, dessen Gewinner für die nächsten zehn Dezennien ihr Anführer wird. Freilich tragen sie die Kämpfe nicht selbst aus, sondern wählen sich dafür menschliche Champions. Und nun hat ausgerechnet Hades, der Gott des Tartaros, Lyra als seine Championesse ausgewählt.

Das Spiel ist für die Menschen ohnehin lebensgefährlich, auch wenn den Überlebenden ein großer Gewinn winkt. Aber diesmal hat Hades noch besondere Hintergedanken, die Lyra in größte Bedrängnis bringen. Hinzu kommt, dass Hades als überraschen attraktiver Mann auftritt, dem Lyra schwer etwas abschlagen kann.

Schattenverführt nimmt die griechische Götterwelt als real an und verlegt sie in eine der Gegenwart ähnliche Parallelwelt. Abigail Owen verbindet geschickt Romantik und Action zu einem modernen Fantasymärchen. Die Leser auf Amazon.com sind schier begeistert und geben dem Buch die Wertung 4,5 von 5 Punkten.

Ross Thomas
Schutzwall
Deutsche Erstausgabe
Ausgezeichnet mit dem
Edgar-Allan-Poe-Preis 1985
1 99
DM
Ullstein Krimi

Ross Thomas
Schutzwall
***(Briarpatch*, 1984)**
Ullstein 10 387 (TB 288 S./DM 9,80)
Frankfurt/M Berlin 1986
Aus dem Amerikanischen von Jürgen Behrens
Genre: Krimi

> Der Rotschopf, Detective bei der Mordkommission, trat um sieben Uhr dreißig morgens aus der Tür, hinaus in die Augusthitze, die schon jetzt 32 Grad betrug. Gegen Mittag würde die Temperatur auf 40 Grad ansteigen, und zwischen zwei und drei Uhr nachmittags würde sie sich um 42 Grad bewegen. Bis zum äußersten angespannte Nerven würden dann durchreißen und ein merkliches Ansteigen der Polizeiarbeit bewirken. Brotmesserwetter, dachte der Detective, Brotmesser am Nachmittag. (S. 5)

Detective Felicity Dill, achtundzwanzig, arbeitet bei der Polizei einer ungenannten südkalifornischen Großstadt.

> Der Detective schloß den zweitürigen Honda auf, stieg ein, steckte den Schlüssel ins Zündschloß und trat die Kupplung durch. Es gab ein grelles Aufflammen, einen leuchtenden, weißorangenen Blitz, dann einen zerreißenden Knall und plötzlich Schwaden von dickem, fettigem weißem Rauch. Als er sich langsam verzogen hatte, sah man, daß die linke Tür des Honda nur noch an einem Scharnier hing. Der Detective baumelte mit dem Oberkörper aus dem Wagen heraus, das einst rote Haar war jetzt ein Gewirr von schwarzem, verschmorendem Draht. Das, worin das linke Bein unterhalb des Knies endete, sah aus wie Stachelbeergelee. Nur die grüngrauen Augen bewegten sich noch, sie blinzelten ungläubig, öffneten sich noch einmal weit, voll nackter Angst, dann starb der Detective. (S. 7)

Felicity will ihr Auto starten, doch da zündet eine versteckte Bombe und sprengt sie in die Luft.

Als ihr Bruder Benjamin Dill, achtunddreißig, Mitarbeiter eines Senators in Wa-

shington, von dem Attentat hört, reist er sofort zum Ort des Geschehens und kontaktiert Felicitys Freundin und Anwältin Anne M. Singe, von der er allerdings nicht viel erfährt.

Mehr weiß Polizeichef Strucker, der Benjamin mitteilt, dass Felicity über ihre Verhältnisse gelebt hat und er sich nicht erklären kann, woher sie das Geld dafür genommen hat.

Dies lässt Benjamin nicht ruhen, bis er nicht herausgefunden hat, in welche Intrigen Felicity verstrickt war und warum sie sterben musste.

Schutzwall ist ein unterhaltsamer, etwas bedächtig erzählter Politkrimi.

Markus Heitz
Die Traum-Gänger
Aufbruch nach Deseo
GULLIVER

Markus Heitz
Die Traumgänger 1: Aufbruch nach Deseo
Gulliver (HC 144 S./€ 12,00)
Weinheim Basel 2024
Genre: Phantastik

> Finn sah die riesige, fliegende Weltraumschlange aufsein kleines Raumschiff zukommen. Sie hatte das Maul weit aufgerissen, die langen Zähne schimmerten im Licht der beiden Sonnen. Die Schlange war größer als ein Hochhaus, hatte schwarze Schuppen – und sie wollte Finn zu ihrer Beute machen!
>
> Aber der 13-jährige Junge lenkte sein Raumschiff gelassen zur Seite und das gefährliche, tödliche Maul schnappte knapp daran vorbei. (S. 5)

Finn, dreizehn Jahre alt, hat sehr aufregende Träume, die er sogar bewusst steuern kann. Das hilft ihm darüber hinweg, dass er seit einem Fahrradunfall mit Krücken gehen beziehungsweise im Rollstuhl fahren muss – glücklicherweise nur so lange, bis ihm der Gips wieder abgenommen wird. Seltsam ist

allerdings, dass er auch ungewollte Tagträume hat, in denen ihn eigenartige Wesen ansprechen wollen.

Im folgenden Traum versetzt sich Finn ins alte Ägypten.

> „Na, aber hallo!“, sagte plötzlich eine helle Stimme hinter ihm. „Da hast du dir aber ganz schöne Mühe mit dem Traum gegeben. Sieht gut aus. Sogar mit Palmen und so. Nur ein bisschen hell und warm für meinen Geschmack.“
>
> Finn zuckte überrascht zusammen und drehte sich um.
>
> Vor ihm stand ein Mädchen, das einen halben Kopf größerund etwas älter war als er. Und es passte in seinem modernen schwarz-weißen Kleid, mit der Sonnenbrille und den Stiefeln so gar nicht in seinen Traum. Auf dem Kopf saß ein schwarzer Sonnenhut mit einer riesigen Krempe.
>
> Ihr Auftauchen war ihm schleierhaft. Wie kam sie in seinen Traum? (S. 21)

Unerwartet taucht in seinem Traum ein Mädchen namens Sanja auf, die offenbar ih-

ren eigenen Willen hat. Sie teilt ihm mit, dass es gefährliche Mächte gibt, die nicht wollen, dass Sterbliche in ihren Träumen herumpfuschen.

Es stellt sich heraus, dass die etwas ältere Sanja sehr real ist und zusammen mit ihrem Großvater, dem Professor Barfuß, in einer Villa wohnt. Finn trifft sich mit ihr und erfährt, dass ihre Eltern in einem Traum gefangen sind. Der Junge, der Träume steuern kann, soll ihr helfen, ihre Eltern zu retten – was sich als ausgesprochen gefährliches Abenteuer erweist.

Markus Heitz, Herr der Vampire, Albae und sonstiger finsterer Kreaturen, versucht sich in *Aufbruch nach Deseo* an einem phantastischen Roman für jüngere Leser, die ihm diesen spannenden Ausflug in neue Gefilde sicherlich danken werden.

Gregory Mcdonald
Gestehen Sie, Fletch!
Ausgezeichnet mit dem Edgar-Allan-Poe-Preis
Ullstein Krimi

*Mcdonald, Gregory: Gestehen Sie, Fletch!

Gregory Mcdonald [1937–2008]
Fletch 2: Gestehen Sie, Fletch!
(Confess, Fletch, 1976)
Ullstein 10 247 (TB 144 S./DM 5,80)
Frankfurt/M Berlin Wien 1984
Aus dem Amerikanischen von Monika Wittek
Genre: Krimi

Fletch knipste das Licht an und warf einen Blick ins Zimmer. Er sah zwei mit rotem Leder bezogene Ohrensessel, eine kleine Couch und einen passenden Tisch. Sonst war jedes freie Stückchen Wandfläche mit Bücherregalen ausgefüllt, nur die hohen Fenster und der Platz über dem Schreibtisch nicht. Dort stand ein schwarzes Telefon. Fletch wählte „0".

„Geben Sie mir bitte die Polizei."

„Handelt es sich um einen Notruf?" fragte die Stimme am anderen Ende.

„Nein, im Augenblick eigentlich nicht."

Das Bild über dem Schreibtisch war ein Ford Maddox Brown – ein bäuerliches Pärchen, das sich gegen den Wind stemmte.

„Dann wählen Sie bitte 555-7523."

„Vielen Dank." Er wählte.

„Sergeant McAuliffe hier."

„Sergeant, hier spricht Fletch er, 152 Beacon Street, Apartment 6B."

„Ja, bitte."

„In meinem Wohnzimmer ist ein ermordetes Mädchen."

„Was für ein Mädchen?"

„Ein ermordetes." (S. 5)

Fletch snapped on the light and looked into the den.

Except for the long windows and the area over the desk, the walls were lined with books. There were two red leather wing chairs in the room, a small divan, and a coffee table.

On the little desk was a black telephone.

Fletch dialled „O".

„Get me the police, please."

„Is this an emergency?"

„Not at the moment."

The painting over the desk was a Ford Madox Brown—a country couple wrapped against the wind.

„Then please dial '555-7523'."

„Thank you."

He did so.

„Sergeant McAuliffe speaking."

„Sergeant, this is Mister Fletcher, 152 Beacon Street, apartment 6B."

„Yes, sir."

„There's a murdered girl in my living room."

„A what girl?"

„Murdered."

Irwin Maurice Fletcher, der sich aus verständlichen Gründen lieber Peter Fletcher oder noch kürzer Fletch nennt, ist von Beruf Journalist mit Schwerpunkt Kunst in Boston, lebt allerdings, seit er in seinem ersten Abenteuer zu Geld gekommen ist, als Privatier in Italien. Aus Gründen, der er uns vorenthält, hat er sein Domizil in Italien für ein paar Wochen mit einem gewissen Bartholomew Conners getauscht – angeblich will er für ein Buch über den Maler Charles

Julian Theodore Tharp recherchieren. Man merkt ihm eine gewisse Überraschung an, als er bei der Ankunft in Conners Haus in Boston die Leiche einer jungen, nackten Frau vorfindet.

Alsbald muss er Inspector Francis Xavier Flynn, der einen sehr skurrilen Humor zu besitzen scheint, Rede und Antwort stehen, wobei Flynns grummeliger Mitarbeiter Sergeant Richard T. Whelan, den ersterer wider besseres Wissen ständig Grover nennt, protokollieren muss.

> „Heute nachmittag kam ich aus Rom hier an. Ich ging in dieses Apartment, zog mich um und ging zum Essen aus. Als ich zurückkehrte, lag das Mädchen tot dort drüben auf dem Boden."
>
> „Das ist mir einer, Grover. Mal sehen, ob ich die Story richtig verstanden habe. Also, Mr. Fletcher, Sie sagen, Sie fliegen in eine fremde Stadt, gehen in ein geliehenes Apartment und finden gleich in der ersten Nacht ein zauberhaftes, nacktes Mädchen, das Sie nie vorher in ihrem Leben gesehen haben,

auf dem Wohnzimmerteppich. Ermordet. Ist das Ihre Geschichte?“

„Ja.“

„Aha. Nun, ich muß sagen, wenn das nicht die Krönung aller schönen Geschichten ist, die ich je gehört habe. Grover, haben Sie alles aufgeschrieben, wie bescheiden das Ergebnis auch immer?“

Fletch sagte: „Ich dachte, das könnte vielleicht dazu beitragen, daß wir alle eher ins Bett kommen.“

„Ins Bett sagt er, Grover. Wie Sie sehen, haben wir hier einen Mann vor uns, der einen anstrengenden Tag hinter sich hat. Wären Sie trotzdem so freundlich, mir noch für eine kurze Weile zur Verfügung zu stehen?“

„Tun Sie, was Sie nicht lassen können“, meinte Fletch. (S. 10)

„I arrived from Rome this afternoon. Came here to the apartment. Changed my clothes, went out to dinner. Came back and found the body.”

„This is a dandy, Grover. Let me see if I’ve got it in all its pristine wonder. Mis-

ter Fletcher, you say you fly into a strange city, go to an apartment you're borrowing, and first night there you find a gorgeous naked girl you've never seen before in your life murdered on the living room rug. Is that your story, in short form?"

„Yes."

„Well, now. If that doesn't beat the belly of a fish. I trust you're got every word, Grover, however few of them there were."

Fletch said, „I thought it might help us all get to bed earlier."

„'Get to bed', he says. Now, Grover, here's a man who's had a full day. Would you mind terribly if I led the conversation for a while now?"

„Go ahead," Fletch said.

Weil sich Fletch nicht sicher ist, ob Flynn, der ihn ständig als „Mörder" tituliert, nun ein Genie, ein Verrückter oder ein Sadist ist, unternimmt er eigene Recherchen, die ihn zur Nachbarin, der ständig betrunkenen Joan Winslow führen.

Der Pudel beäugte Fletch neugierig.

„Vorsicht, Stufe“, sagte Fletch, aber die Frau stolperte trotzdem. Er drückte auf den Knopf, und sie sanken langsam hinunter.

„Sind Sie der Mann, der Barts Apartment benutzt?“

„Ja“, sagte Fletch, „mein Name ist Fletcher.“

Kein Wunder, daß sie den Mord nebenan nicht gehört hatte, wenn sie schon am hellichten Tag trank. Er streichelte den Hund.

„Wann ist Bart denn gefahren?“ fragte sie.

„Samstag oder Sonntag“, antwortete Fletch, „er hat mein Haus in Italien.“

„Oh“, war der Kommentar.

Fletch fragte sich, wie weit sie wohl mit dem Hund kommen würde.

„Kann nicht sein“, sagte sie.

„Was kann nicht sein?“

„Na, ich hab Bart am Dienstag noch gesehen.“

„So?“

„Ja, Dienstag abend im Bullfinch Pub drüben.“

„Um welche Zeit war denn das?“

Sie zuckte die Schultern. Die Konversation interessierte sie schon nicht mehr.

„Vielleicht um sechs, Drink-time.“ (S. 44f)

The dog watched Fletch curiously. Apparently satisfied she had her key, the woman slammed the door.

„Watch your step,” Fletch said.

The woman tripped anyway.

He pushed the „L” button. They sank slowly.

„You the man taking Bart’s apartment?”

„Yes,” Fletch said. „Name of Fletcher.”

How could the woman not have heard of the murder next door? Some drunk.

Fletch patted the dog.

„When did Bart leave, anyway?”

„Saturday,” Fletch said. „Sunday. He’s using my house in Italy.”„Oh,” the woman said.

Fletch wondered how far she could walk the dog.

„That couldn’t be,” she said.

„What couldn't be?"

„I saw Bart Tuesday."

„You did?"

„Tuesday night. At the place right up the street. The Bullfinch Pub."

„What time?"

She shrugged. She was tired of the conversation.

„Drink time. Six o'clock."

Von Joan erfährt Fletch, dass der Hausbesitzer Bart nicht bereits im Sonntag nach Italien gereist ist, wie er vorhatte, sondern zur Zeit des Mordes noch in Boston weilte. Immerhin hat Fletch jetzt einen zweiten Verdächtigen zur Hand.

Stück für Stück erfahren wir den wahren Grund für Fletchs Aufenthalt in Boston: In Italien wurde dem verarmten Count Clementi de Grassi seine überaus wertvolle Gemäldesammlung gestohlen. Und nicht nur das, er selbst wurde wenige Wochen danach entführt und, weil die Familie das exorbitante Lösegeld nicht zahlen konnte, allem Anschein nach ermordet. Zu den Hinterbliebenen zählen die dritte, sowohl mannstolle als auch geldgierige Ehefrau

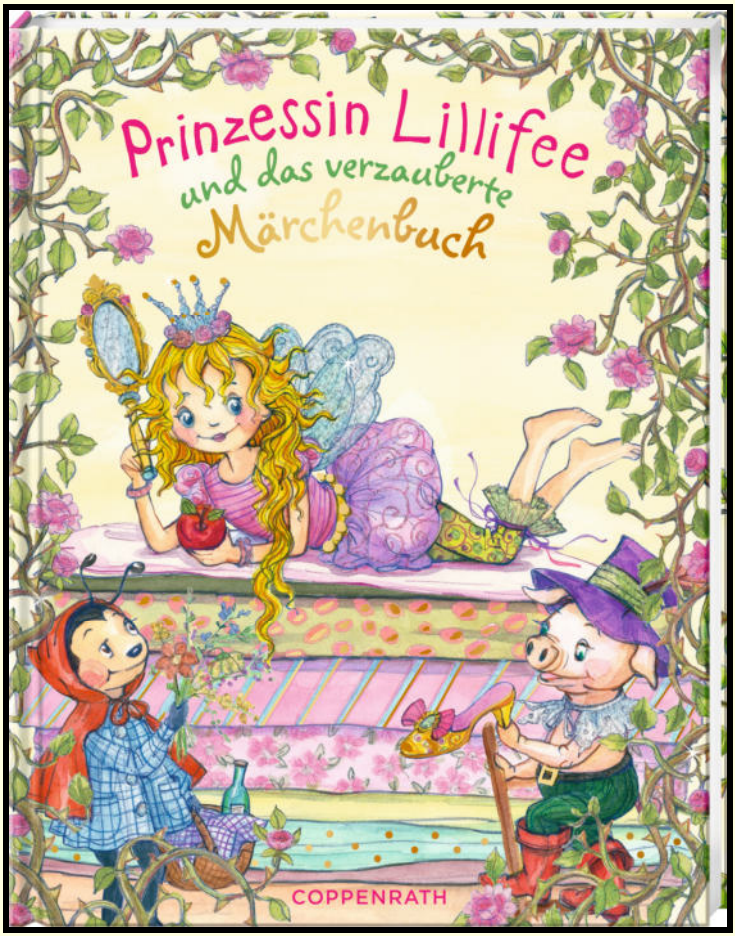
Sylvia und die entzückende Tochter Angela, genannt Andy, verlobt mit Fletch. Es ist nun offensichtlich, dass Fletch in Boston weder für ein Sachbuch forscht noch die Entlastung als Mordverdächtiger als seine Hauptaufgabe betrachtet, sondern vielmehr das Aufspüren der verschwundenen Gemälde. Zu diesem Zweck gibt er sich bei der Bostoner Galerie von Ronald Horan als ein Sammler aus, der Interesse daran hat, einen der Kunstwelt unbekannten Picasso zu erwerben. Daneben betreibt Fletch weitere Aktivitäten, deren geheimnisvollen Zweck nur er selbst kennt, die bei der Polizei aber keineswegs Vertrauen erwecken.

Gestehen Sie, Fletch! brilliert mit unglaublich skurrilen und witzigen Dialogen sowie einer außergewöhnlich vertrackten Handlung, die vom Leser genaues Mitdenken verlangt.

Unser Amateurdetektiv Fletch hat in Inspector Flynn offenbar seinen Meister gefunden, denn was sich Fletch auch immer überlegt, um einen besseren Verdächtigen als ihn selbst zu finden, das wird vom Inspector alsbald widerlegt, der dem armen Fletch stets einen Schritt voraus ist. Auch

was den trockenen Humor angeht, hat der sonst nicht auf den Mund gefallene Fletch offenbar in Flynn, der nicht nur den Sarkasmus perfekt beherrscht, sondern dazu auch noch völlig undurchschaubar ist, seinen Meister gefunden. Allerdings gelingt es Fletch ganz am Schluss mit einer sehr überraschenden Wendung, dem scheinbar allwissenden Inspector doch ein Schnippchen zu schlagen.

Freilich, zwei Witzbolde auf einmal in einem Roman ist ein wenig viel; Gregory Mcdonald hätte wenigstens eine Figur einführen können, die sich einigermaßen normal benimmt. Zwar gibt es die tatsächlich, und zwar in Gestalt des frustrierten Polizisten Grover, aber dieser darf während des ganzen Romans kaum einen ganzen Satz äußern.


Prinzessin Lillifee
und das verzauberte
Märchenbuch
COPPENRATH

Monika Finsterbusch (Bilder) &
Burkhard Nuppeney (Text)
Prinzessin Lillifee und das verzauberte Märchenbuch
Coppenrath (HC 36 S./€ 17,00)
Münster 2024
Genre: Phantastik

Es war einmal ein verregneter Sonntag. Und Pupsi, Oscar und die Mäuse Cindy und Clara hatten nur einen Wunsch: „Prinzessin Lillifee, liest du uns ein Märchen aus dem großen Buch vor?“

Lillifee druckste herum: „Ich habe das Märchenbuch der Hexe Alba ausgeliehen.“

„Kein Problem“, piepsten die Mäuse. „Du kennst doch so viele Märchen auswendig!“

Und Lillifee begann zu erzählen:

„Es war einmal ein Schneiderlein, das saß an einem Sommertag auf seinem Tisch am offenen Fenster und nähte aus Leibeskräften. Da kam eine Bauersfrau vorbei und verkaufte ihm ein Glas Honig …“

„Nein, Lillifee! So war das nicht! Es hat keinen Honig gekauft, sondern Marmelade“, beschwerte sich Pupsi. (S. 4)

Das Schweinchen Pupsi, der Marienkäfer Oscar und die Mäuse Cindy und Clara wünschen sich, dass ihnen Prinzessin Lillifee ein Märchen vorliest. Leider hat Lillifee das Märchenbuch an die Hexe Alba ausgeliehen, und auswendig kann die Prinzessin die Märchen auch nicht richtig erzählen. So bleibt nichts anderes übrig, als sich zu Alba aufzumachen und das Märchenbuch zurückzuholen.

Doch die Überraschung ist groß, als man im Hexenhaus ankommt: Alba schläft tief und fest, nachdem sie viele Figuren und Gegenstände aus dem Märchenbuch herausgezaubert hat, die nun im ganzen Wald herumlaufen. Da hilft nichts, als alle wieder einzufangen.

Prinzessin Lillifee und das verzauberte Märchenbuch ist ein wunderbare Phantasiegeschichte für junge und junggebliebene Leser mit einem sympathischen Text von

Burkhard Nuppeney und süßen Bildern von Monika Finsterbusch.

MEIN ERSTER GROßER
MÄRCHEN SCHATZ
mit BUCH BONUS
COPPENRATH

Julia Bierkandt [llustrationen]
Mein erster großer Märchenschatz
Coppenrath (HC 38 S./€ 18,00)
München 2024
Genre: Phantastik

Es war einmal eine Prinzessin, die hatte schneeweiße Haut. Darum wurde sie von allen Schneewittchen genannt. Ihre Stiefmutter, die Königin, duldete niemanden, der schöner war als sie selbst. Jeden Tag stellte sie sich vor ihren Spiegel und sprach: „Spieglein, Spieglein an der Wand, wer ist die Schönste im ganzen Land?“ Und jeden Tag antwortete der Spiegel: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste im ganzen Land.“ Dann war die Königin zufrieden.

Doch Schneewittchen wuchs heran und wurde schöner und schöner. Und eines Tages, als die Königin ihren Spiegel befragte, antwortete dieser: „Frau Königin, Ihr seid die Schönste hier. Aber Schneewittchen ist noch tausendmal schöner als Ihr.“ Da rief die Königin den Jäger und befahl ihm, das Kind in den Wald zu bringen und zu töten. Doch der

> Jäger hatte Mitleid mit Schneewittchen. Er führte es tief in den Wald und ließ es laufen. Das arme Mädchen fürchtete sich schrecklich so mutterseelenallein. Es lief und lief, bis es an ein Häuschen kam. Weil es so müde war, trat es ein, um sich auszuruhen. (S. 7, „Schneewittchen“)

Mein erster großer Märchenschatz ist ein Buch zum Vorlesen oder zum Selberlesen für Schulanfänger. Der Text der zwölf bekannten Märchen von den Brüdern Grimm, von Ludwig Tieck und Hans Christian Andersen ist vereinfacht, enthält aber alle wesentlichen Elemente der ursprünglichen Fassung.

Das Besondere an der vorliegenden Märchensammlung sind die bezaubernden und detailreichen Bilder von Julia Bierkandt: Auch wenn die ursprünglichen Erzählungen eher grimmig waren, so sind die Illustrationen im Gegensatz dazu farbenprächtig, humorvoll und sympathisch, was auch den Geschichten selbst eine versöhnliche und kindgerechte Note verleiht.

Kurz und gut, *Mein erster großer Märchenschatz* ist das ideale Weihnachtsgeschenk für kleine Märchenfreunde.

Folgende Märchen sind enthalten: Schneewittchen, Die Bremer Stadtmusikanten, Rotkäppchen, Der Froschkönig, Hans im Glück, Hänsel und Gretel, Das hässliche Entlein, Dornröschen, Der gestiefelte Kater, Der Hase und der Igel, Aschenputtel, Die Prinzessin auf der Erbse.

Über die Illustratorin: Julia Bierkandt wurde in Süddeutschland geboren und wuchs in Luxemburg auf. Seit sie einen Stift halten kann, zeichnet sie. Nachdem sie jahrelang als Modedesignerin für Kinderbekleidung gearbeitet hat, machte sie ihre Leidenschaft zum Beruf. Sie liebt es, Kindern und Tieren bei ihren fantastischen Abenteuern zu folgen. Am Fuße der schwäbischen Alb gestaltet sie farbenfrohe Illustrationen, die den Betrachter mit einer Prise Humor zum Schmunzeln bringen.

STORY HUNTERS
DRACULAS VERMÄCHTNIS
Löst das Rätsel um Van Helsing
Ein kooperatives Spiel
von Martin Kallenborn & Matthias Prinz
mit Illustrationen von Albert Bartel
COPPENRATH

Martin Kallenborn & Matthias Prinz (Spiel) & Albert Bartel (Illustrationen)
Draculas Vermächtnis. Löst das Rätsel um Van Helsing. Ein kooperatives Spiel
Coppenrath (Box/€ 20,00)
Genre: Phantastik-Spiel

Ein Abenteuerspiel in 3 Kapiteln

Spielzeit: ca. 45-60 Minuten pro Kapitel

WICHTIG: Packt die Kartenstapel noch nicht aus.

Die Karten sind vorsortiert und kommen erst nacheinander ins Spiel. Lest Karten erst, wenn das Spiel oder diese Anleitung euch dazu auffordern. Schaut euch auch das restliche Spielmaterial noch nicht genauer an. Es ist Teil des Spiels, dies erst nach und nach zu erkunden.

Ihr seid die „Story Hunters – Ermittler für literarische Investigationen“ und werdet immer dann gerufen, wenn sich irgendwo mysteriöse Ereignisse abspielen, die einen literarischen Bezug haben.

> Heute führt euch die Reise nach Siebenbürgen, auf die Spuren von Prof. Van Helsing…
>
> Lest diese Spielanleitung.
>
> Am besten lest ihr sie zusammen, sobald ihr das Spiel spielen möchtet, denn sie führt euch schrittweise in alle wichtigen Regeln ein. (S. 1)

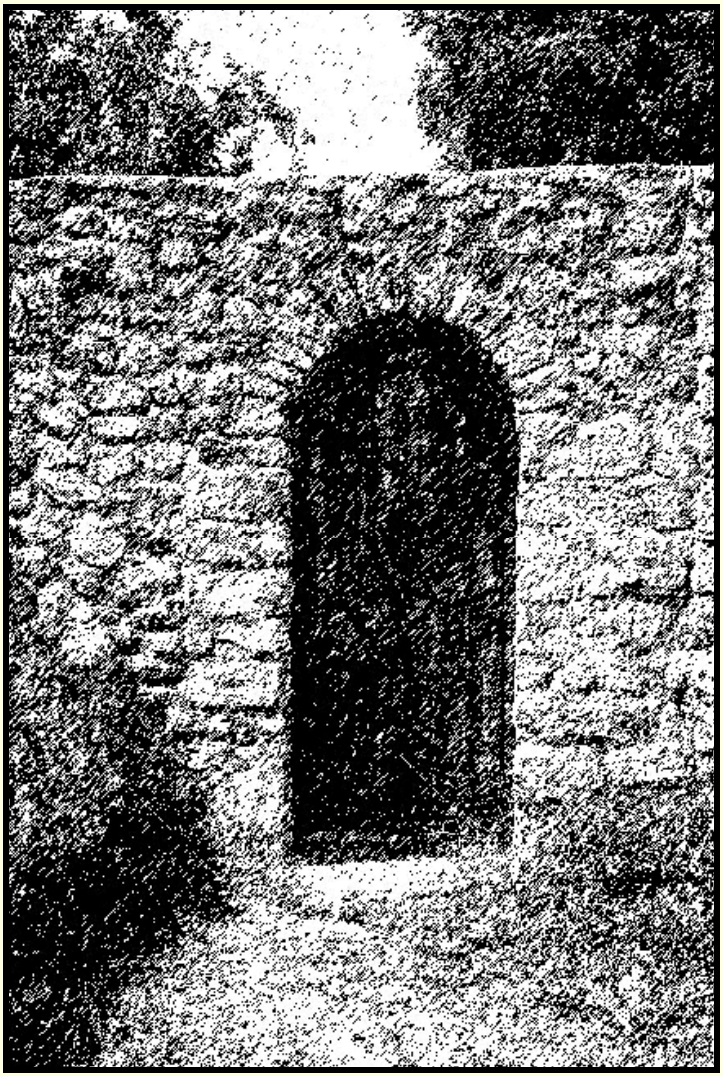
Draculas Vermächtnis gehört zu der Spielereihe *Story Hunters – Ermittler für literarische Investigationen.* Die Spieler werden jeweils zu einem mysteriösen Ereignis gerufen, das einen literarischen Bezug hat. Sie müssen Örtlichkeiten erforschen, Personen befragen, hilfreiche Gegenstände entdecken und damit dem Rätsel auf die Spur kommen.

Dieses Mal werden die Spieler nach Siebenbürgen bestellt – ein gewisser Professor Van Helsing ist seit seinem Besuch dort verschollen, und unheimliche Ereignisse werfen Schatten voraus …

In diesem kooperativen Spiel muss eine spannende Geschichte mit Hilfe von zahlreichen Hinweiskarten, geheimnisvollen Briefumschlägen und den innovativen Büchern der Wahrheit gelöst werden. Aller-

dings können die Spieler so manche Hilfestellung erst im Laufe des Spiels erarbeiten, und nicht jeder Ort lässt sich so einfach besuchen. Wichtig dabei ist: Nur im Team können die Spieler das Geheimnis um Van Helsings Verschwinden durchschauen.

Draculas Vermächtnis ist ein kooperatives Spiel für eine bis fünf Personen, angelehnt an die Welt der Original Schmuckausgaben *Dracula*, mehrfach spielbar und in hochwertige Ausstattung ohne Plastik.



DIE AHNIN
Erzählung

Marco Lombardi

Die Szene hätte aus einem Gruselfilm stammen können. Auf was hatte sich Manfred da nur eingelassen. Der Taxifahrer hatte ihm einen wohligen Abend gewünscht, bevor ihn das Fahrzeug ausgespien hatte. Wusste der Chauffeur etwa, was ihn erwarten würde? Wahrscheinlich war es nicht seine erste Fahrt zu diesem Anwesen am Rande der Stadt.

Eine hohe Mauer aus Stein umgab das komplette Grundstück. Ein schmiedeeisernes Tor, bestehend aus zwei Flügeln, breit genug um größere Fahrzeuge durchzulas-

sen, gewährte einen ersten Blick auf das herrschaftliche, aus der Zeit gefallene Haus im Hintergrund. Vergeblich suchte Manfred eine Seitentür, durch die er schlüpfen konnte.

Als er vor dem Tor stand und sich nach einer Klinke oder einem Klingelknopf umsah, öffnete es sich lautlos wie von Zauberhand, begleitet von einem blinkenden roten Licht. Die Kamera musste gut versteckt sein, denn er konnte sie nirgendwo entdecken.

Manfred nahm die Aufforderung wahr, das Gut zu betreten, und eilte den Kiesweg entlang zum Haus. Die Steine unter seinen Sohlen knirschten leise. Es war das einzige Geräusch, welches er hörte. Kein Rascheln der Blätter an den Bäumen, die eine Allee zum Haus bildeten, oder gar das Singen und Fiepen von Vögel. Auch der Straßenlärm schien verschluckt worden zu sein. Er beeilte sich, den kurzen Weg so schnell wie möglich hinter sich zu bringen. Der Sommertag neigte sich seinem unausweichlichen Ende zu, und die bald untergehende Sonne versteckte sich hinter drohenden Gewitterwolken. Es wurde sofort spürbar

kälter und fühlte sich an, als läge die Natur einen schwarzen Mantel um das Haus.

Zwischen den Bäumen waren Stelen aus grobem Stein platziert, auf welchen sich Skulpturen von Wölfen und furchteinflößenden Fantasiekreaturen befanden.

Das ist echt spooky, sagte er zu sich selbst und war froh, das Haus erreicht zu haben, in der Hoffnung, bei dessen Verlassen einen beleuchteten Weg vorzufinden.

Kaum hatte er die drei breiten Treppen erklommen, wurde ihm von einem livrierten Diener die Türe geöffnet.

„Willkommen“, meinte dieser nur steif, „Sie finden die Herrschaften im kleinen Salon. Wenn Sie mir folgen würden.“ Manfred fühlte sich, als hätte er entweder eine Zeitreise in die Vergangenheit unternommen, oder er war auf die Britischen Inseln versetzt worden.

„Sehr gerne“, spielte er die Show mit, überquerte die Eingangshalle und folgte dem Butler einen Gang entlang, bis er vor einer Tür stehen blieb und diese öffnete. „Bitte sehr, sie werden bereits erwartet. Wenn ich noch um ihr Mobiltelefon bitten darf. Und schalten Sie es bitte ab.“

Zögernd zückte Manfred sein Smartphone, drückte auf den Aus-Knopf und überreichte es dem Lakai. Er erinnerte sich daran, darüber in der Beschreibung des Abends gelesen zu haben, und betrat das Zimmer, das als Kleiner Salon betitelt wurde. Der Raum war tatsächlich nicht besonders groß. Ein paar antike Kommoden lehnten an den Wänden, Bilder oder Spiegel waren mit schwarzen Tüchern verhüllt. Ein offenes Fenster gönnte dem Salon etwas Tageslicht, welches durch die Schwere des Abends gedämpft war. Ein Pentagramm war in den Parkettboden eingelassen, in dessen Mitte ein runder Tisch platziert war, dem Aussehen nach alt und aus Eiche. Fünf Sessel umrundeten den Tisch an den Spitzen des Fünfecks, dahinter standen in angemessenem Abstand große Kerzenleuchter und die Flammen zuckten aufgeregt. Nur ein Sessel war frei, und die dunkelgrüne Samtauflage wartete darauf, besetzt zu werden.

„Bitte treten Sie näher und setzen Sie sich“, sprach eine Frau. Sie stellte sich weder vor oder erwähnte Manfred mit Namen.

„Wundern Sie sich bitte nicht wegen den Förmlichkeiten. Wir bleiben heute Abend alle ohne Namen und somit anonym.“

Manfred nickte, murmelte einen Dank und nahm Platz.

Er musterte die Anwesenden. Er glaubte, keines der Gesichter je gesehen zu haben. Es waren zwei Frauen, er schätzte sie um die fünfzig, adrett gekleidet. Der Herr, ebenfalls in ähnlichem Alter, wie auch Manfred, steckte in einem Sommeranzug. Die Garderobe ließ somit auf ein zumindest etwas gehobenes Umfeld schließen. Er wurde von den Personen kurz gemustert, erntete zur Begrüßung ein leichtes Kopfnicken, welches er erwiderte.

Die Hausherrin erhob sich von ihrem Sessel. Ihr dunkles viktorianisches Kleid raschelte dabei und Manfreds Gedanken schweiften kurz zurück zum Diener und seiner Befürchtung, doch in der Zeit zurückgefallen zu sein. Die Frau schloss die Läden und das Fenster. Sie zog die schweren Vorhänge zu, vermutlich aus Samt oder Brokat, die sich gerade eben im Luftzug

bauschten und sperrte jegliches Außenlicht aus.

Sie begab sie sich zu ihrem Sessel, und schien dabei mehr zu schweben als zu gehen. Das flackernde Kerzenlicht warf gespenstische Schatten an die Wände. Als sie sich setzte, zerriss ein gewaltiger Donner die Stille. Den Anwesenden entfuhr ein erschrockenes „Ooooh“. Perfekter hätte das Timing nicht sein können, dachte sich Manfred. Und noch eines war ihm klar – dieses Szene zumindest war nicht inszeniert, hier führte die Natur Regie, denn der Donner kam eindeutig von draußen, obwohl ihn kein Blitz angekündigt hatte. Die Vorhänge mussten sehr dicht sein.

Er war so oder so skeptisch, was diesen Abend anbelangte, aber letztendlich siegte die Neugier. Denn wenn hat man schon die Möglichkeit, an einer Séance teilzunehmen? Das Inserat in der Tageszeitung war klein, unscheinbar, leicht zu übersehen. Keine großen Versprechungen oder Verlockungen priesen den Abend an, sondern eine Nüchternheit, die mit Effekthascherei nichts gemein hatte. Der stolze Betrag von einhundertfünfzig Euro war bei Anmeldung im

Voraus zu überweisen. Erst danach erfuhr Manfred die Adresse, die ihn zu dem alten Herrschaftssitz führte. Er glaubte nicht an diesen Hokuspokus, sondern witterte einen fetten Betrug, den er gedachte, aufzudecken. Die Tricks, mit denen man früher die Leichtgläubigen hinters Licht führte, kannte er aus vielen Berichten, die er im Internet recherchiert hatte. Deswegen war er sehr überrascht, dass in der heutigen Zeit solche Veranstaltungen überhaupt angeboten wurden. Zugebenermaßen war die Elektronik soweit entwickelt, dass eine Trickserei mit unzähligen Mitteln möglich war. Versteckte Lautsprecher, die von einer eingeweihten Person in einem anderen Raum bedient werden konnten, waren nur eine davon. Videoprojektionen, Nebelmaschinen und sonstige Spielereien drängten sich auf.

Manfred war vorbereitet, und vielleicht waren es die anderen TeilnehmerInnen ja auch. Wer glaubte denn schon an solche Dinge wie Geisterbeschwörungen in der heutigen Zeit. Das sind doch längst verblasste Relikte aus der Vergangenheit, entlarvt als Scharlatanerie und gruselige Un-

terhaltung für jene, die es sich damals leisten konnten.

Sein Phone hatte er zwar abgeben müssen, aus für ihn verständlichen Gründen. Allein deswegen überfielen ihn schon Zweifel über die Rechtschaffenheit der Veranstaltung. Aber er war vorbereitet. In seine unscheinbare Brille waren eine Kamera und ein Mikrofon eingebaut. Diese Form der Überwachung konnte in diversen Onlineshops zu erschwinglichen Preisen erworben werden. Zwei Stunden konnte er damit ununterbrochen aufnehmen. Als er das Taxi verließ, hatte er die Aufzeichnung gestartet. Er hatte zuvor das Netz nach Informationen über das Anwesen und die angebotenen Séancen durchforstet, aber die Suchmaschinen spuckten nicht einen Treffer aus. Das konnte nur bedeuten, dass dies entweder die erste Veranstaltung dieser Art überhaupt war, oder aber alle Spuren sind im Netz akribisch beseitigt worden, was so gut wie unmöglich war.

Manfred war gespannt, und erwartete schon die Aufforderung, die Brille abnehmen zu müssen. Seine Sorgen blieben unbegründet.

Nachdem der Donner verklungen war ergriff die Anwesenden eine Art Ehrfurcht, die Spannung konnte man beinahe knistern hören. Die Stühle der TeilnehmerInnen der Séance knarzten unter ihren Hintern, die Nervosität lag wie Blei auf den Gemütern.

„Reichen Sie sich jetzt bitte die Hände, um den Kreis zu schließen und das Ritual zu beginnen“, kam die Aufforderung, der sich alle anschlossen.

Die Hausherrin begann leicht vor und zurück zu wippen, murmelte leise unverständliche Worte und rief dann laut die Ahnin des Hauses auf, sie möge ihre schützende Hand über die Anwesenden legen. Wie aus dem Drehbuch zerriss ein weiterer Donner die Stille. Die Hände der Personen zuckten dabei spürbar.

„Ich danke dir!“, rief die Frau aus, begann einen seltsamen Singsang und verstummte alsbald.

Mit veränderter Stimme fuhr sie die Beschwörung fort. „Ist jemand aus dem Reich der Toten hier?“

Eine Kerze hinter einer der Damen flackerte auf. Ein geschickter Luftzug, dachte sich Manfred. Doch als dann reihum auch

die anderen Flammen abwechselnd zu zucken begannen, er keinen Hauch spürte und niemand einen Laut von sich gab, verwarf er seinen Verdacht.

„Wie viele aus eurem Reich seid ihr?“

Vier Flammen begannen zu zucken. Die Kerze hinter Manfreds Stuhl blieb regungslos, was er aber nicht sehen konnte.

„Haben wir einen Zweifler unter uns?“, lautete die nächste Frage.

Nun zuckte nur die Flamme hinter Manfred. Diesmal nahm er die leichte Bewegung der Schatten wahr. Er fühlte sich ertappt. Und er begann ein weiteres Mal zu überlegen, ob das nicht alles ein riesengroßer Schwindel war. Was, wenn die anderen Drei bezahlte Statisten waren? Aber von seinem Eintritt bliebe ja dann für die anderen nicht viel übrig. Und wie diese nicht merkbaren Luftzüge gesteuert werden? Irgendwo mussten Düsen sein, die wahrscheinlich der steife Butler bediente. Denn die Leiterin der Séance konnte es nicht sein. Sie hielt mit ihren Nachbarn die Hände, und mit den Füssen war sie ruhig.

„Seid ihr darüber erzürnt?“, fragte sie und alles blieb ruhig.

„Ich frage euch ein weiteres Mal, seid ihr über den Zweifler erzürnt?“

Diesmal überraschte die Gesellschaft ein derart lauter Donner, dass sogar die Fensterläden erzitterten. Manfred glaubte sogar, diesmal den schwachen Lichtschein des Blitzes hinter den Vorhängen gesehen zu haben. Eine Teilnehmerin war heftig erschrocken, stieß einen Schrei aus und unterbrach die Kette. Sie fasste sich mit beiden Händen vor den Mund.

„Nehmen Sie sich bitte wieder an den Händen. Die Geister sind heute sehr nah, und sehr willig“, forderte sie.

Manfred glaubte, die Frau, die die Hände weggerissen hatte, zittern zu sehen. Und nur zögerlich kam sie der Anweisung nach.

Gut geschauspielert, dachte sich Manfred, oder sie hatte tatsächlich Angst. Als hätte die Leiterin seine Gedanken gelesen, bemerkte sie, dass niemand Angst haben müsse. Es kann nichts passieren. Die Toten sehnen sich nur nach ein wenig Unterhaltung.

„Das Gewitter hat die Grenzen zwischen den Welten dünn gemacht, machen wir es uns zunutze.“

Ihre Stimme verriet ein klein wenig Unsicherheit. Manfred würde sich später die Aufnahmen von seiner Brille sehr genau anschauen.

„Wollt ihr euch zeigen?“

Die nächste Frage war sehr direkt. Als Antwort flackerten alle Kerzen wie wild, als würde ein Sturm durch den Raum fegen. Sie erloschen der Reihe nach, und „Aaahs“ und „Ooohs“ entwichen den Kehlen der Anwesenden. Selbst Manfred entfuhr ein Ausruf des Erstaunens. Sie saßen im Dunkeln, nur kurz, denn wie von Geisterhand entzündeten sich die Kerzen wieder.

Guter Trick, meinte Manfred, als ihn plötzlich fröstelte. Ein eisiger Mantel legte sich um ihn und ließ seine Zähne klappern. Die Lufttemperatur im Raum senkte sich schlagartig ab, aus den Nasen und Mündern der Personen stoben kleine Wölkchen. Dies konnte mit keiner Technik der Welt bewerkstelligt werden, soviel war Manfred klar. Sie alle begannen zu zittern und waren versucht, die Hände zu lösen um sich die Arme um den Leib zu schlingen.

„Es ist genug!“ schrie die Hausherrin, und die Temperatur regelte sich sofort wie-

der auf ein angenehmes Maß zurück. Das Zittern der Körper verebbte nach und nach, und die Dame des Hauses verabsäumte es nicht, den angerufenen Toten zu danken.

„Sind denn ein paar hinzugekommen?“, und wie auf Befehl flackerten die Kerzen erneut. Ein Wind kam auf, blies die Kerzen abermals aus und hüllte alles in Dunkelheit.

„Wollt ihr euch zeigen?“

Die Fragestellerin umgab auf einmal ein blasses Licht, dass tief violett schimmerte. Ihr aufgetürmtes Haar begann zu leuchten, eine Aura von wechselnden Farben umgab sie. Lichtflecke tanzten im Raum umher, hüllten die Menschen abwechselnd in ein gespenstisches Licht. Der Tisch in der Mitte begann zu wackeln, polterte mit seinen Beinen auf das Parkett und gab ein unrhythmisches Stakkato von Klopfzeichen von sich.

„Es ist genug!“, schrie die Dame im viktorianischen Kostüm abermals, diesmal ohne Erfolg. Der Tisch klopfte weiter, die Irrlichter huschten umher, der Sturm nahm zu, blies die Tücher von den Wänden und enthüllte ein Bild und einen Spiegel. Das pulsierende Licht verstärkte sich in den Re-

flexionen, und das im Gemälde portraitierte Gesicht einer alten Frau war eine schmerzverzerrte Fratze mit leuchtenden Augen. Und zu guter Letzt bauschten sich die schweren Vorhänge auf und ließen den Umriss einer Person erkennen. Ein tiefer, unheimlicher qualvoller Schrei einer Frau dröhnte durch das Zimmer.

Die Nerven der SéanceteilnehmerInnen lagen blank. Die Frau, die zuerst schon den Kreis löste, unterbrach diesen wieder, sprang von ihrem Sessel auf und mit einem fürchterlichen Schrei klammerte sie sich an die Vorhänge und wollte die vermeintliche Gestalt enttarnen. Doch niemand hielt sich dahinter auf, und mit einem Ruck riss sie die Vorhänge von der Stange. Blasses Licht drängte sich durch die Ritzen der Fensterläden. Mit Schwung öffnete die Frau das Fenster, stieß die Läden auf und ließ die Abenddämmerung sowie die noch warme, spätsommerliche Luft in den kleinen Salon. Der Schreck entwich aus den Antlitzen und Erleichterung machte sich breit.

Allerdings huschte eine Ungläubigkeit über die Gesichter, denn von einem Gewit-

ter war draußen weit und breit nichts zu sehen.

Manfred rieb sich schon die Hände in Vorfreude auf das entlarvende Video.

„Ich muss mich für meine Großmutter entschuldigen“, sagte die Hausherrin mit gesetzter Stimme, „manchmal übertreibt sie es ein wenig.“ Langsam erhob sie sich von ihrem Platz.

„Danke, dass Sie heute Abend hier waren bei dieser kleinen Demonstration des Übersinnlichen. Wenn Sie wieder Interesse haben, schauen Sie für weitere Sitzungen in die Zeitungen. Guten Abend“, fuhr sie nach einer theatralischen Pause fort und verließ das Zimmer, ohne Antworten ihrer Gäste abzuwarten.

Verdutzt blieben die Anwesenden zurück, mit fragendem Blick, nicht fassend, was soeben geschah. Die Frau, die die Séance auf theatralische Weise unterbrochen hatte, war und blickte beschämt zu Boden.

„Es tut … es tut mir leid“, stammelte sie, erhielt aber von niemandem eine Antwort.

Manfred wollte schon zu Gesprächen ansetzen, einen kleinen Vortrag über einen

vermeintlichen Schwindel halten, als der Diener den Raum betrat und die Personen höflich bat, das Anwesen zu verlassen. Madame, wie er sie nannte, bedanke sich für Ihr wertes Erscheinen, und bitte nun ihre Unpässlichkeit zu entschuldigen. Das alles habe sie sehr mitgenommen.

„Na klar“, entfuhr es Manfred, „so kann man Fragen auch aus dem Weg gehen.“

Die anderen murmelten etwas, das wie eine Zustimmung klang, aber auf Gespräche ließen sie sich nicht ein. Ihre Mimik zeugte Verwirrung. So schnell wollte sich Manfred nicht abspeisen lassen. Man müsse dem ganzen Spuk auf die Schliche kommen, meinte er. Die anderen schienen nicht ernsthaft daran interessiert zu sein, irgendwelche Tricks zu entlarven. Der Butler ließ ihm weder Zeit oder Möglichkeit, den kleinen Salon näher zu inspizieren. Ein schneller Blick auf den Tisch enthüllte keine versteckte Mechanik, weder in dessen Beinen noch im Boden. Auch ließ sich sonst, jetzt bei mehr Licht, nichts Auffälliges feststellen.

„Wenn ich die Herrschaften jetzt bitten dürfte“, forderte der Diener resolut, „ihre

Taxis wurden bestellt und warten bereits vor dem Haus.“

Damit drängte er die Gäste höflich, aber bestimmt hinaus und überreichte jenen, die ihr Handy zuvor abgegebenen hatten, dieses wieder aus.

Manfred fügte sich, bewunderte die Raffinesse, die Fahrzeuge nun in der Einfahrt warten zu lassen und nicht auf der Straße. Sonst könnte man ja womöglich auf den Gedanken kommen, sich auf dem Anwesen zu verstecken um ein paar Nachforschungen anzustellen.

Ein letztes Mal drehte sich Manfred um, warf einen Blick in jenen Raum, der ihm einen bemerkenswerten Abend beschert hatte. Seine Augen streiften das Portrait, und es zeigte eine alte, elegante Frau mit einem leicht aufgesetzten Lächeln, als wüsste sie über alles Bescheid. Von einem schmerzverzerrten Antlitz war nichts zu sehen. Manfred war kurz irritiert, dachte aber sofort an einen gut getarnten LED-Bildschirm. Seine Brille würde ihm die Wahrheit schon offenbaren.

Die drei anderen TeilnehmerInnen torkelten wie zombiehafte Lemminge zum

Ausgang und verschwanden in den Fahrzeugen. Es gab keine Möglichkeit zur Kontaktaufnahme. Manfred wunderte sich ein wenig und schüttelte den Kopf. Nahmen die alles für bare Münze ohne den geringsten Verdacht einem gut inszenierten Schauspiel aufgesessen zu sein?

Schließlich schlüpfte Manfred in sein Taxi und ließ sich nach Hause bringen. Er erinnerte sich an sein Bedenken beim Betreten der kleinen Allee. Als sie das Tor passierten, schaltete er die Kamera der Brille ab. Eine Stunde Videomaterial hat sich darauf gesammelt.

„War in der Stadt ebenfalls so ein heftiges Gewitter?“, fragte Manfred den Fahrer.

„Gewitter?“

„Ja, hier hat es ganz ordentlich gerumst.“

„Es gab kein Gewitter. Nicht das ich wüsste. Weit und breit strahlend blauer Himmel. Vor ein, zwei Stunden mal ein paar kleine Wolken.“

Manfred hackte nicht nach, für ihn schien der Fall nun ein für alle Mal klar.

Kaum zu Hause angekommen, stöpselte er seine Brille an seinen Laptop an. Er hoff-

te inständig, dass die Kamera lichtstark genug war, um die spärlich beleuchteten Szenen zu filmen.

Er startete das Programm und sah sich in ein Déjà-Vu versetzt, als er das Taxi verließ und zum Haus schritt. Die Wolken, die er als auftürmendes Gewitter in Erinnerung hatte, sahen nun gar nicht so bedrohlich aus. Eher wie ein paar Schönwetterwolken, die sich an einem Sommernachmittag bildeten. Der Pinguin, wie Manfred abschätzig den Hausdiener betitelte, war hingegen genauso, wie er ihn in Erinnerung hatte. Steif, förmlich mit einer nasalen Ausdrucksweise. Auch der kleine Salon mit dem Pentagramm auf dem Boden, der Tisch, die anwesenden Personen, deren Gesichter er auf dem Video nur schwer erkennen konnte, passten eins zu eins mit seiner Erinnerung. Das Schließen der Fenster, die Kerzen, die gemächlich flackerten. Fiel sein Blick auf die Flammen, dann überreagierte die Kamera allerdings. Was zuerst in einem hellen Lichtball aufging, verdunkelte sich kurz danach und hüllte den Raum in eine Dunkelheit, in der kaum etwas erkennbar war. Die Belichtungsautomatik spielte ihm nun einen

Streich, denn anfänglich blickte er zu oft in die Flammen. Der Donner war im Video zu hören, aber der klang bei weitem nicht so bedrohlich, wie er glaubte es live vernommen zu haben. Danach verschwamm alles in einem grieseligen Brei aus Pixel. Es war wohl zu dunkel. Erst als nach der Hysterie der Frau die Fenster aufgerissen wurden, zeigten die Bilder wieder klar erkennbare Strukturen. In den Antlitzen der Personen zeigte sich weder Furcht oder Erstaunen. Die Gesichter sahen eher gelangweilt aus, und sein letzter Blick auf das Portrait der Ahnin zeigte eine ernste Person ohne jegliche Lebensfreude auf den Lippen.

SCHULD HAT DR. MOREAU

Por culpa del doctor Moreau
Übersetzt von Marion Kaufmann

Erzählung

Fernando Sorrentino

1

Alles kommt einmal im Leben, und so kam auch der Moment als Marina sagte: „Ich will dass du meine Eltern kennenlernst“.

2

Das geschah vor ungefähr zehn Jahren, an einem schwülen Sommernachmittag, in der Nähe der Bahnstation Acassuso, im

Schatten einiger Eukalyptusbäume; der Wind duftete nach fernem Regen. Aber an Marinas Gesicht kann ich mich heute nicht mehr erinnern.

Genau weiß ich jedoch, dass sie sehr schön war und dass ich in sie verliebt war. Ich wiederhole: sie war wirklich sehr schön. Was kann ich sonst noch über Marina sagen? Sie war groß, sie war brünett, sie war lustig, sie war verantwortungslos, sie war primitiv, dumm und unendlich liebenswert. Ob sie wohl auch so spärliche Erinnerungen an mich hat? Und wie oft hatten wir uns versichert, dass wir für einander geschaffen waren!

3

Wir waren ungefähr 25 Jahre alt. Damals gelang mir alles. Unglück war mir fremd und sollte ich es einmal gekannt haben, war es vergessen. Ich hatte eine naive, optimistische Weltanschauung. Ich hatte Vertrauen zur Ehrlichkeit der Politiker; ich sah meinen beruflichen Erfolgen, meinem beendeten Studium entgegen; ich vertraute der Würde der Menschen. Ich lebte in der besten aller Welten.

Nur ganz wenige und voraussehbare Hindernisse durchkreuzten meine Projekte, die den Weg nahmen, den ich ihnen vorausbestimmt hatte. Ich beabsichtigte, in höchstens einem Jahr Marina zu heiraten. Es gab auch nicht den geringsten Grund daran zu zweifeln, dass ich tatsächlich innerhalb des Jahres Marina heiraten würde. Und wie alles einmal im Leben kommt, kam auch der Tag an dem Marina sagte:

„Ich will, dass du meine Eltern kennenlernst."

4

Frau Stella Maris, die Mutter, war eine reife Ausgabe von Marina (die in Wirklichkeit den mißtönenden Namen Marina Ondina trug). Ich malte mir aus, dass Marina in zwanzig Jahren genau so aussehen würde, wenn wir unsererseits eine Tochter mit weniger gereimten Namen hätten. Das war das langfristige Ziel das ich vor Augen hatte als ich sie begrüßte. Es versteht sich also, dass Frau Stella Maris eine ungefähr fünfundvierzigjährige, hochgewachsene, brünette, elegante Dame war.

Marinas Vater jedoch war der schrecklichste Mann den ich je gesehen habe. Er war von kleiner Statur. Das ist nicht schlimm. Man solle aber nicht glauben dass er ein Zwerg war: er war einfach eine kleinwüchsige Person. Was jedoch unannehmbar war, war die Tatsache dass allein sein Kopf mehr als die Hälfte seiner Höhe ausmachte. Und welch ein Kopf! Mein Gott! Was mich sogleich anzog (besser gesagt, abstieß) war dessen Farbe, eine unpassende Farbe für eine Haut. Sie schillerte in rosa und schwarzen Nuancen und war so grell, dass ich blinzeln musste weil sie mich blendete. Gleichzeitig konnte ich erkennen dass diese Haut feucht war und ich ging nicht fehl in der Annahme dass sie – obgleich ich sie nicht berührte – glitschig war.

Er hatte weder Haare noch einen Bart und offensichtlich hat er sie auch nie gehabt: die einfache Beobachtung bewies, dass auf diesem Kopf kein Haar sprießen konnte. Der obere Teil versuchte eine perfekte Kugel zu sein, was ihr aber nicht gelang weil sie sich etwas weiter unten in eine regelrechte Hemisphäre verwandelte, denn von der Linie ausgehend, die der

Äquator sein könnte, (ungefähr auf der Höhe der nicht existierenden Ohren) nahm der Kopf die Form einer zylindrischen Säule an, um sich, ohne jeglichen Übergang zum Hals, in den Falten einer Art Tunika aus gelben Handtuchstoff zu verlieren, die ihn von Kopf bis Fuß einhüllte, ohne dass man die den Schultern entsprechende Verbreiterung bemerken konnte. In anderen Worten, Marinas Vater hatte von oben bis unten den gleichen Durchmesser.

Er war ein Monolith mit einem abgerundeten Gipfel, den jemand bis zur Hälfte in ein gelbes Handtuch eingewickelt haben mochte. Ein paar Zentimeter oberhalb der Toga befand sich der Mund, dass heißt, ein beweglicher, zahnloser Spalt, gleichzeitig flexibel und hornig, der sich bis zum Verschwinden zusammenzog oder sich so sehr dehnte, dass die Mundwinkeln bis zum Nacken reichten so dass es schien als hätte man Herrn Octavio enthauptet und dass sein auf einem - von einem fahrlässigen Henker übersehenen - winzigen Sockel liegender Kopf krachend auf den Boden fallen und nur eine sehr hungrige Fliege sich auf ihm niederlassen könnte. Er hatte weder

Ohren noch eine Nase; diese Stellen waren genau so glatt und glänzend wie die Glatze. Nichts gab es, weder eine Narbe, noch eine Falte oder ein anderes Zeichen. Die beiden Augen waren: enorm groß, rund, blutunterlaufen, ohne Augenbrauen, ohne Wimpern, ohne Weiss, ohne Pupillen, ohne Bewegung, ohne Ausdruck.

5

„Octavio macht Diät“ erklärte Frau Stella Maris als sie bemerkte dass ich auf die für ihren Mann bestimmte Schüssel starrte.

Frau Stella Maris, Marina und ich aßen herkömmliche Speisen. Herr Octavios Schüssel hingegen stellte ein wahres Sammelsurium von Meerestieren dar. Der penetrante Fischhandlungsgeruch drang in die Tiefen meiner Nase und ließ sogar die Augen tränen. Da die Hände meines zukünftigen Schwiegervaters in den Ärmeln seiner unten verknoteten Tunika steckten, handhabte er die Bestecke wie jemand, der sich die Handschuhe nicht ausgezogen hatte. Eine Schüssel nach der anderen mit rohen Fischen, Mollusken und Krustentiere wurden von Herrn Octavio schnell und gie-

rig geleert. Ich schätzte dass er sich mindestens fünf Kilo dieser bunten Tierchen einverleibt hat. Ich glaubte Tintenfische zu erkennen, Krabben, Austern, Schnecken, Quallen, Miesmuscheln, Venusmuscheln, Seesterne und Seeigel, Korallen, Schwämme, und andere, unerkennbare Fische…

„Octavio macht Diät“ wiederholte Frau Stella Maris gegen Ende der Mahlzeit. „Nehmen wir den Kaffee im Wohnzimmer?“

Ich ließ Herrn Octavio vorgehen und beobachtete seinen Gang. Er ging schwankend, mal machte er einen schnellen Schritt, dann wieder einen langsamen, aber ohne jene ruckartigen Bewegungen, die auf ein gewohnheitsmäßiges Hinken hinweisen könnten. Sein Gang erinnerte an ein Auto mit einem dreieckigen, einem rechteckigen, einem runden und einem ovalen Rad. Ich sagte schon, dass die gelbe Toga ihn komplett einhüllte, mit Ausnahme des Kopfes. Der weite Saum schleifte auf dem Boden wie bei einem Brautkleid.

Frau Stella Maris stellte ein Tablett mit Kaffeetäßchen auf ein achteckiges geschnitztes Tischchen, das von zwei Polster-

sesseln flankiert war. Auf einen setzte ich mich mit Marina; uns gegenüber, mit dem Tisch dazwischen, nahmen Herr Octavio und seine Gattin Platz. Da konnte ich dann noch etwas feststellen, was mir beim Abendessen entgangen war: wenn Herr Octavio sprach, gab es unter der Tunika Reflexbewegungen, so dass es schien, als begleiteten unsichtbare Arme die wichtigsten Passagen seiner Rede. Das erweckte den Eindruck als befände sich Herr Octavios Körper in einem Siedezustand: so heftig und so häufig bildeten sich die gelben Blasen auf der Tunika.

Herr Octavio war sehr gesprächig und liebte es die Unterhaltung zu beherrschen. Er redete und redete und redete. Ich hörte gar nicht hin.

Ich dachte: „Wie ist es möglich, dass dieses Monster Marina gezeugt hat, meine entzückende, schöne und engelhafte Marina?“ Plötzlich stellte ich mir vor, dass vielleicht Frau Stella Maris in ihrer Jugend ihrem Mann untreu gewesen und Marina die Frucht dieses Seitensprunges war. Dieser Gedanke ließ mich Frau Stella Maris verschwörerische Blicke zuwerfen (die sie

glücklicherweise nicht bemerkte), so als wollte ich andeuten dass ich ihr Geheimnis entdeckt hatte, sie aber nicht verraten würde. Ganz im Gegenteil: ich konnte ihre Tat nur gutheißen, konnte alles gutheißen, nur nicht dass diese geschwätzige, greuliche Monstrosität der Vater meiner Marina sein sollte.

Eine an mich gerichtete Frage brachte mich in die Wirklichkeit zurück. Das Gespräch war auf das Thema der Krankheiten gesunken und Frau Stella Maris stürzte sich mit Begeisterung darauf, da sie sich bestens darin auskannte.

„Du bist wie ein Fisch im Wasser“, bemerkte Herr Octavio.

Sie lächelte stolz und legte los. Sie besaß in dieser Beziehung ein ausgezeichnetes Curriculum: Operationen, Knochenbrüche, Infarkte, Leberbeschwerden, Nervenleiden… Da ich eher schüchtern bin, hatte ich mich bis dahin in Schweigen gehüllt. Mit einem Blick forderte Marina mich auf, an der Unterhaltung teil zu nehmen. Bescheiden führte ich die Asthmaanfälle an, an denen ich zuweilen litt.

„Bei Asthma“ sagte Herr Octavio mit seiner Bläschenstimme, „gibt es nichts besseres als das Meer. Das Meer ist weitaus besser als all der Unsinn, der von den Ärzten verschrieben wird, außer, natürlich, dem Lebertran.“

„Aber, Octavio“ mahnte seine Frau, „sag das doch nicht, denn einmal in Mar del Plata bekam ich einen Schnupfen, der fast zwei Monate anhielt.“

„Siehst du?“ dozierte Herr Octavio, „du widersprichst dir selbst. Erinnere dich daran, dass du diesen Schnupfen ein paar Kilometer entfernt von Buenos Aires bekamst, als wir NACH Mar del Plata fuhren, nicht IN Mar del Plata. Für die Gesundheit gibt es nichts besseres als das Meer.“

„Klar, klar“ sagten sie, sagten wir, zustimmend, „Das Meeresklima, das Jod, der Sand…“

„Nichts besseres als das Meer“ wiederholte Herr Octavio in einem autoritären Ton der keinen Widerspruch duldete. „Acht Tage am Meer und Asthma adieu… „Ja, Papa, ja“ gab Marina zu, „du magst das Meer weil du Wassermann bist, aber es gibt Leute de-

nen die See nicht gefällt. Ich, zum Beispiel bin Fisch…“

„Und mein Sternzeichen“ sagte Frau Stella Maris, „ist der Krebs und mir gefällt das Meer auch nicht all zu sehr“…

„Mich macht das Meer nervös“, gestand Marina.

„Unsinn“, sagte Herr Octavio, „es geht darum den Organismus anzupassen. Wenn du erst einmal daran gewöhnt bist, wirst du sehen, wie das Meer deine Nerven beruhigt.“ „A propos Nerven“ unterbrach Frau Stella Maris, „einen schönen Schreck haben wir im Flugzeug bekommen als wir von Rio de Janeiro kamen…“

„Ich hatte dich ja gewarnt“, Herr Octavio widersprach prinzipiell allem was gesagt wurde. „Ich hab dir gesagt: fahr mit dem Schiff. Das Schiff ist sicher, bequem und billig; man spürt die Meeresluft, man sieht die Fische… Auch wenn es mit dem Flugzeug schneller geht – es ist kein Vergleich“.

Er sagte dies in einem so energischen Ton, dass wir irgendwie beeindruckt waren und einen Moment lang wurde es still. Ich fühlte mich nicht befähigt das Gespräch

aufzunehmen. Eigentlich fühlte ich mich zu gar nichts fähig. Auch wenn Herr Octavio seine autoritären Meinungen einigermaßen freundlich vorbrachte, so waren sein monströses Aussehen, die wässrige Stimme und der Fischgeruch seiner maritimen Diät, hinreichende Gründe die mich zum Weggehen bewegten. Meine Stirn war mit Schweiß bedeckt, der Hemdkragen engte mich ein, meine willenlose Beine zuckten ständig hin und her. Ich war unruhig, ich würde sagen, sogar krank. Ich wollte nur nach Hause gehen. Ein beunruhigendes Gefühl machte sich in meinem Magen bemerkbar und ich fürchtete, Erbrechen oder eine nervöse Diarrhöe würde mich befallen.

Aber der Redefluss des Terzetts war unaufhaltsam. Es schien Frau Stella Maris und Marina nicht zu stören, dass sie stets auf Herrn Octavios Einwände stießen. Man merkte, dass dies die gewohnte Art und Weise war, in der sie sich unterhielten: Herr Octavio: würdevoll und ruhig, zerstörte sämtliche Argumente seiner Frau und seiner Tochter, die ihrerseits diese Situation als etwas Selbstverständliches hinnahmen.

Ich merkte, dass wieder meine Meinung erwünscht war. Das Thema war der Ort, wo wir unsere Hochzeitsreise verbringen würden. Mit leiser Stimme schlug Marina im gleichen Atemzug eine ländliche Umgebung, die Berge von Córdoba und die Provinzen im Norden vor; Herr Octavio bestand hartnäckig auf dem Badeort Mar del Plata.

„Es ist gesunder, natürlicher“ sagte er. „Dort hat man das Meer, Salz, Jod, Sand, Muscheln… Es gibt nichts besseres als das Meer…“

Ich war der Ohnmacht nahe. Ich glaubte zu verstehen, dass Marina einen ruhigen Ort vorschlug, mit wenig Touristen…

„Du willst einen ruhigen Ort?“ Herr Octavio war unschlagbar. „Da hast du San Clemente, Santa Clara del Mar, Santa Teresita… Ruhige Orte gibt es haufenweise an der Atlantikküste!”

Mühsam stand ich auf und kündigte leise an, dass ich mich zurückziehen würde. „So früh?“ fragte Herr Octavio auf die Uhr schauend. „Es fehlen noch acht Minuten bis Mitternacht.“

Der vorwurfsvolle Ton seiner Bemerkung warf mich auf das Sofa zurück. Welch eine machtvolle Persönlichkeit hatte dieser schreckliche Mann!

Mit blasser Freude schaute ich auf die Whiskyflasche die Frau Stella Maris soeben brachte, von der ich hoffte meine Lebensgeister wieder zu erwecken. Mit einem einzigen Schluck leerte ich mein Glas.

„Zu meiner Zeit“ sagte Herr Octavio, „als ich jung war, gingen wir zum Tanzen in die Hafenspelunken von Bahia Blanca …“

Die Vorstellung Herrn Octavio als Tänzer zu sehen, lenkte mich einen Augenblick ab.

„…manchmal tanzten wir die ganze Nacht durch, bis zum Morgengrauen. Aber die Jugend von heute, die liegt schon um acht Uhr abends im Bettchen, unter dem Wolldeckchen und mit einem Wärmfläschchen …Ha ha, ha! Die sind ja wie die Kleinen im Kindergarten…“

Herr Octavios Monolog, am Ende noch bekräftigt durch ein paar Beleidigungen in Babysprache, hatte den deutlichen Ton einer persönlichen Attacke angenommen. Ich erhob mich, entschlossen, falls es nötig sein sollte, mich zur Tür durchzuboxen um mich

zu entfernen. Glücklicherweise war es nicht notwendig Gewalt anzuwenden. Herr Octavio wurde wieder freundlich, und sagte, nachdem er mir die verknoteten Ärmel seines gelben Handtuchs gereicht hatte, mit dem zufriedenen Ausdruck eines Menschen der einen perfekten Abend hinter sich hatte:

„Na, also“ – er rieb sich die Hände unter dem Handtuchstoff - „und nun ins Bett, mit einem guten Buch…“

Ich war mehr als einverstanden. Ich wollte weg aus dem Haus. Noch eine Sekunde länger und ich wäre ohnmächtig geworden.

„Ich begleite dich nach draußen“, sagte Marina.

6

Zwischen dem Haus und der Strasse gab es einen Garten. Der Duft der Tannen und Kiefern umfing mich wie ein Segen des Himmels. Ich atmete tief ein damit die frische Luft den Rest des Fischgestankes vertrieb. Ich lebte auf; die Magenbeschwerden die mich belästigt hatten, waren verschwunden.

„Hast du den armen Papa gesehen?“ sagte Marina.

„Ja“ antwortete ich zerstreut. Ich wußte nicht, was ich noch hätte sagen können.

„Es geht ihm schon besser“ fuhr sie fort und legte ihren Arm um meine Taille wie jemand, der ein Geheimnis verraten will. „Bis vor einem Jahr konnten wir ihn überhaupt nicht aus dem Bassin kriegen, Tag und Nach blieb er drin. Jetzt kommt er wenigstens zum Essen und schläft im Bett. Das ist schon ein Fortschritt, nicht wahr?“

Von allem was sie sagte, fiel mir nur eins auf, das Unwichtigste: „Ihr habt ein Schwimmbecken?“

„Natürlich. Hab ich es dir nie gesagt? Hinten im Garten. Jetzt kann ich es dir nicht zeigen, weil Papa drin ist. Jeden Abend nimmt er ein kurzes Bad, bevor er ins Bett geht. Das hilft seiner Verdauung.“

Ich stellte eine dumme Frage:

„Hindert das nicht seine Verdauung?“

„Im Gegenteil: er braucht Salzwasser. Allerdings wird er sehr aggressiv wenn er im Wasser ist und erkennt niemanden. Nicht einmal uns erkennt er. Wenn er wieder an

Land kommt, ist er lieb und nett – du hast ihn ja gesehen…“

Ich wußte nicht, was ich machen sollte. Bedrückt schaute ich auf die Uhr. Marina erwartete irgendetwas von mir.

„Und die Nachbarn?“ fragte ich, „beschweren sie sich nicht?“

„Warum sollten sie sich beschweren? Papa macht ja keinen Krach. Niemand kann leiser sein als er. Er springt auch nicht. Er geht an den Rand des Bassins und gleitet ins Wasser. So: shhh“

Ihre Hand streifte sanft mein Gesicht. Erschrocken sprang ich zurück. Marina wollte mich mit einer lustigen Anekdote beruhigen:

„Eines Nachts war er am Beckenrand halb untergetaucht. Der kleine Hund des Nachbarn kam durch die Hecke und wollte Papa beschnuppern. Da hob Papa einen seiner Arme und … shak!“

Mit einem spielerischen Lächeln tat Marina als wollte sie mich erwürgen. Sie hat mich nicht einmal berührt: sie kam nur einen Schritt näher und machte eine Bewegung als streckte sie die Arme nach mir aus, die plötzlich ganz flexibel und kräftig

aussahen. Hatte ich vorher nur einen Sprung nach hinten getan, so flog ich jetzt geradezu drei Meter weit weg. Marina lachte amüsiert über meine übertriebene Reaktion. Marina lachte, lachte und lachte. Es schien mir, als reichte ihr Mund bis zum Nacken, als würde ihr Kopf immer runder und größer, als würden ihre Nase und Ohren verschwinden, als verlöre sie ihr herrliches dunkles Haar, als bekäme ihre Haut einen rosa-schwarzen Schimmer… Ich lehnte mich an einen Baum um nicht umzufallen.

„He! Was ist los?“ Marina schüttelte meinen Arm und ich kam wieder zu mir.

Da stand die gleiche, liebliche Marina. Die hochgewachsene, brünette, lustige, verantwortungslose, einfache, dumme und unendlich liebenswerte Marina.

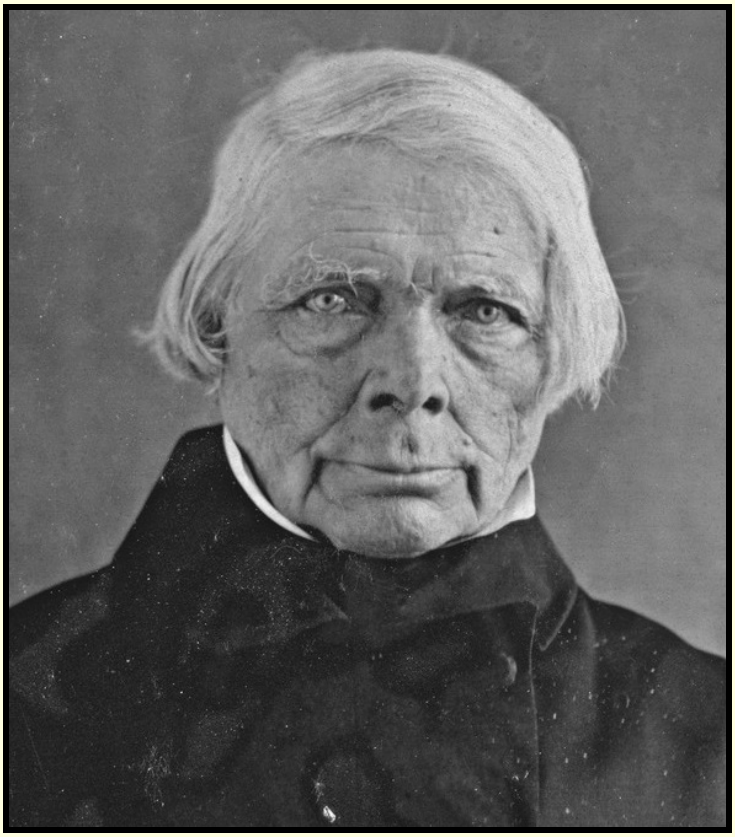
„Es ist nichts“ stieß ich hervor „mir ist nur etwas übel“. Um mich aufzumuntern, sagte sie:

„Willst du morgen vormittag zum Schwimmen kommen? Morgen ist doch Sonntag. Bring einfach deine Schwimmhose mit!“.

Ich versprach, gegen zehn Uhr zu kommen. Ich verabschiedete mich von Marina wie immer: mit einem Kuss.

„Bis morgen“ sagte ich. 7 Aber ich kam nie wieder.

Noch bevor der Zug, mit dem ich nach Hause fuhr, zum zweiten Mal hielt, wußte ich mit plötzlicher Klarheit, was ich tun musste. Die folgenden zwei Wochen stürzte ich mich wie wild in meine Arbeit und erledigte alle unfertigen Angelegenheiten. Ich ging nicht ans Telefon, fand eine neue Wohnung und ein andere Arbeitsstelle. Wie es in den Polizeinachrichten immer heißt, wurde ich nicht mehr an den Orten gesehen an denen ich zu verkehren pflegte. Nach einiger Zeit gelang es mir, mich definitiv in der La Pampa-Provinz, in Santa Rosa niederzulassen: eine Stadt mit trockenem Klima, die genauso weit entfernt ist vom Atlantischen Ozean wie vom Pazifik.



Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775–1854)

NEGATIVE SCHWERE (SCHELLING)

Einstein 129

Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Schelling, Friedrich Wilhelm Joseph: Werke 6. Von der Weltseele. Frommann-Holzboog, Stuttgart 2000. Zitiert als „Weltseele“.

Man kennt die Wirkung der Schwerkraft, doch man weiß nicht, was Schwerkraft eigentlich ist. Wenn wir schon darüber nachdenken, wie sieht es da mit negativer Schwere aus?

Hierzu Friedrich Wilhelm Joseph Schelling (1775 – 1854):

> „Vgl. Link, Heinrich Friedrich: ‚Beyträge zur Philosophie der Physik und Chemie.' … Rostock u. Leipzig 1797. S. 22: ‚I. Schwere. Sie gehört zu der Betrachtung aller Theile zu einander, als Theile eines Ganzen. Seit dem großen Newton haben die meisten Physiker die allgemeine anziehende Kraft als die Ursache der Schwere auf der Erde, und der Bewegungen der Himmelskörper betrachtet. Kant hat gezeigt, daß man eine solche Kraft nothwendig annehmen müsse, und daß von ihr das Gesetz gelte, welches Newton für die Abnahme ihrer Wirkungen in der Ferne annahm. Rechnungen auf diese Voraussetzungen gegründet, zum Theil von einem Mathematiker angestellt, der an jene Kraft nicht glaubte, stimmen so genau, als man erwarten kann, mit den wirklichen Erscheinungen überein. Mehr dürfen wir von keiner Erklärung der Naturerscheinungen verlangen, und

die Lehre von der Schwere bleibt immer ein Muster aller Naturforschung.

Dessen ungeachtet kann niemand beweisen, daß die Schwere eine unmittelbare Folge der allgemeinen anziehenden Kraft sey, es sind unzählige Hypothesen über sie möglich, und man verkennt ganz und gar die Bedeutung der Lehre von den ursprünglichen Kräften, wenn man aus ihr geradezu erweisen will, alle Körper wären schwer, es gebe keine negativ schwere Körper. Allein so lange die Erfahrungen, unter der Annahme einer allgemeinen anziehenden Kraft, sich voraus berechnen lassen, warum wollte man zu anderen Hypothesen seine Zuflucht nehmen, warum wollte man sich nicht mit jener Annahme begnügen? Dazu kommt noch, daß man gar nicht beweisen kann, ein Körper sey negativ schwer, oder es fehle ihm die Schwere gänzlich, denn gesezt, er verzögere den Fall eines andern schweren Körpers, er vermindere durch seinen Zusatz das absolute Gewicht eines andern, woran sollte man erkennen, daß nicht ein besonderer Zug oder Stoß die-

sen scheinbaren Mangel an Schwere durch die Ueberwältigung seiner ursprünglichen Schwere hervorbringt.?'„ (Schelling: Weltseele, Erklärende Anmerkungen, S. 291 f)

Ich darf hier nochmals daran erinnern: auch die heutige Naturwissenschaft tut immer so, als wäre alles verstanden, als blieben bloß noch ein paar winzige Detailfragen hinsichtlich der naturwissenschaftlichen Welterklärung übrig. Indes aber, wir stutzen nochmals alleine hinsichtlich der Schwerkraft. Kann das stimmen, was Einstein schwerkraftmäßig hinsichtlich der Raumverzerrung behauptet?

Und wenn es so wäre, wo finden wir dann darin den praktischen Nutzen? Nicht wahr, jedes theoretische Verständnis pflegt eine praktische Anwendung zu finden. Erkenntnis der Schwerkaft, selbige wäre gleichbedeutend mit unseren Fahrzeugen, welche sich nicht mehr auf dem Boden, sondern – losgelöst von der Schwere – über dem Boden, in den Lüften schwebend bewegen würden (aber nicht wie Flugzeuge oder Raketen den Luftauftrieb oder die

Strahlkraft der Düsen nutzend, sondern der Schwere trotzend oder sie schlicht und einfach überwindend).

Welche Autos oder Raketen heben schwerelos ab? Ich darf doch behaupten, niemand Hat das schon einmal gesehen. Dabei ist die Schwere doch etwas, was wir gewissermaßen greifbar am eigenen Leibe spüren. Etwa, wenn wir auch nur bei Glatteis zu Boden stürzen. Wir dürfen mangels schwerelos schwebender Fahrzeuge oder schwerelos sich abhebender Raumgeschosse schlichtweg folgern: man hat die Schwere (insbesondere auch wegen mangelnder oder vielmehr völlig fehlender Nutzanwendung) nicht einmal ansatzweise verstanden.

Die Einstein'sche Theorie in dieser Hinsicht ist also bloß ein bequemer Vorwand, den die Wissenschaftler und „Experten" insofern benutzen, um ihre Unkenntnis (der Schwerkraft) zu verbergen. Und im übrigen, da gibt es noch so manches mehr, was man nicht versteht, was wir jetzt noch nicht in vollem Umfang erfassen.

Noch eine Frage zu obigem Zitat: Anziehung und Schwere, sind sie das gleiche,

oder zwei verschiedene Dinge? Die Erde, unser Planet, zieht uns an, und macht uns schwer. Das ist also das gleiche, auch wenn „Anziehung“ sich natürlich auch in ganz anderen Formen wie der der Anziehung zwischen Frau und Mann äußern kann. In jedem Falle aber sind wir verbunden, werden hingezogen, was immer stets voraussetzt, daß wir uns gegenseitig (Frau und Mann) erst erkennen müssen.

So, wie jedes beliebige Partikel im Weltraum wie auf Erden sich normalerweise im anderen erkennt und zu ihm hinfällt. Denn welchen Stein wir auch immer hochhalten, um ihn dann fallen zu lassen, er würde Gott weiß wohin stürzen, nur nicht zur Erde, sofern er sie nicht auf irgend eine Weise „erkennen“ könnte. Stoff erkennt Stoff, Stoff hängt untrennbar mit Stoff zusammen. Das Universum fällt, strebt nicht auseinander, sondern ist eine Einheit. Die alles zusammenhaltende Anziehungskraft beweist es.

Und was die „negative Schwere“ betrifft: das wäre also eine Abstoßung. Zwei Körper negieren sich gegenseitig. Doch was man abzustoßen, zu negieren gedenkt, muß man ja erst einmal erkennen. Insofern sind

beide Körper demnach einander doch wieder ähnlich.

Betrachten wir die Entwicklung. Sie, die Entwicklung, verläuft widersprüchlich. Dies ist notwendig, es muß nämlich ein Nein zum Ja geben, sonst gäbe es keinen Fortschritt. Eine Sache bedingt, daß man auch Nein zu ihr sagen kann. So, im Abwägen der Argumente vollzieht sich der Fortschritt. So daß alle – auch im widersprüchlichem Bemühen – am Fortschritt und an der Erkenntnis der Menschheit teilhaben.

Der Grund für die Gravitation ist unbekannt (Newton):

Gehler, 1787:

> „„In diesem Sinne hat der große Newton das Wort Attraction gebraucht, um das allgemeine Phänomen des Bestrebens der Körper nach wechselseitiger Annäherung (conatus accedendi) damit zu bezeichnen, nicht um eine Ursache dieses Phänomens dadurch anzugeben. Dieser bey der Größe seines Genies dennoch so bescheidne Naturforscher gieng stets den sichern Weg der Experimentaluntersuchung, zog aus vielen

ähnlichen Erfahrungen allgemeine Gesetze, und bestimmte, unbekümmert um die verborgenen Ursachen derselben, durch die erhabensten Kunstgriffe der Geometrie, die Folgen dieser Gesetze für alle Fälle, über welche unmittelbare Erfahrungen fehlten.“ (Schelling: Weltseele, Erklärende Anmerkungen, S. 306)

Entsprechend im „Physikalischen Wörterbuch“ von 1787 weiter. Die Newton’schen Gravitationsgesetze sind also im allgemeinen richtig. Sie gelten unumstößlich für alle bekannten Körper. Sie müssen demnach aber auch grundsätzlich für alle im Weltraum noch aufzuspürenden Körper gelten. Diese, von Newton erstellten Gravitationsgesetzte sind also eine beträchtliche Leistung. Doch obwohl Newton hinsichtlich der Anziehung genaue Regeln angibt (auch inwieweit sie mit abnehmender Distanz schwindet), den Grund dieser „Attraktion“ (jeder Körper zieht jeden an) hat er nicht ermittelt, und er behauptet auch nichts dergleichen:

Gehler, 1787:

„‚Ursachen dieses Phänomens [der Anziehung] angeben zu können, hat sich Newton nie gerühmt. Er erklärt an einigen Stellen …, er gebrauche die Worte: Attractio, Impulsio, Propensio ohne Unterschied, und wolle durch Attraction nicht die Wirkungsart oder die wirkende Ursache anzeigen, und etwa behaupten, daß in den Mittelpunkten der Körper eine anziehende Kraft vorhanden sey; vielleicht sey diese Attraction, physikalisch zu reden, ein Stoß, oder die Wirkung einer andern uns ganz unbekannten Ursache.'„ (Schelling: Weltseele, Erklärende Anmerkungen, S. 307)

Läßt man, wie erwähnt, einen Gegenstand fallen, dann fällt er nicht nach links oder nach rechts, und schon gar nicht nach oben, sondern er fällt grundsätzlich nach unten, hin zur (ihn demnach anziehenden) Erde. Warum aber? Warum fällt er nicht in irgend eine andere Richtung – oder bleibt, losgelassen, einfach in der Luft hängen? Die Erklärung kann nur sein, daß Gegenstand und Erde sich wechselseitig in irgend einer

Weise „sehen“, ausfindig machen, „erkennen“.

Beide ziehen sich demnach gegenseitig an. Die Erde aber ist massiver, also zieht sie den fallen gelassenen Gegenstand zu sich herunter. Dieses wechselseitige „Erkennen“ von allem gegenüber allem ist demnach ein Universalprinzip, es bestimmt den Kosmos. Wir sprechen also, nochmals, von einem kosmischen „Zusammenhalt“. Diese Zusammengestaltung, gleich welcher Art, ist nur möglich, weil jedes und alles Kenntnis von allem und von jedem nimmt hat. Der Kosmos ist also ein Verbund gegenseitigen Erkennens und Zusammenhaltens wie Zusammenarbeitens.

Diese Erkenntnis schließt, wie gesagt, auch den Trennvorgang mit ein, welcher sich kosmisch teils sehr heftig entlädt. Welcher dann aber wieder zu neuer Erkenntnis führt. So wird heutzutage vertreten, daß auch wir teils aus den bei den SuperNova-Explosionen entstehenden Stoffen bestehen. Welch ein Glück, möchte man dazu sagen, daß die Stoffe sich teils auch wieder höchst gewaltsam trennen.

Welche Kraft ist es, die wechselseitiges „Erkennen“ jeglichen Gegenstandes gegenüber jeglichem anderen Gegenstand ermöglicht? Newton schweigt dazu. Es handelt sich dabei offensichtlich um eine im Innersten jeglicher Materie sich befindende Kraft. Woraus wiederum folgt, jede Materie, gleich welcher Art, ist demnach in irgend einer Weise „sensibel“, empfindlich, aufnahmefähig. Oder, man könnte auch hochtrabend feststellen: in irgend einer Weise seelisch bestimmt.

Albert Einstein liefert zusammen mit seinen Anhängern eine fragwürdige äußerliche Antwort, welche vom innersten Wirken gänzlich absieht. Bei ihm, bei Einstein, ist es die reine Raum-Zeit-Krümmung, welche die Schwerkraft veranlaßt. Nachweisen läßt sich besagte Raumkrümmung nur in minimalster Weise in der Nähe großer, demnach schwerer Objekte wie unserer Sonne. Wohlgemerkt, dort, im Umkreis unserer Sonne, ist der Raum tatsächlich in geringer, kaum meßbarer Weise gekrümmt.

Um die Erde ist der Raum demnach ebenfalls gekrümmt, jedoch auf Grund der im Vergleich zur Sonne vernachlässigbaren

Größe unseres Planeten in überhaupt nicht mehr meßbarer Weise.

Die Folgen der Schwerkraft auf die kaum wahrnehmbare geometrische Raumkrümmung zurückzuführen, ist demnach überwiegend absurd.

Es muß also, nochmals, über Einsteins unzureichende geometrische Erklärung hinaus, einen anderen, weiteren inneren (!) Grund dafür geben, daß die Körper sich grundsätzlich wechselseitig erkennen und sich im Normalfalle entsprechend anziehen. Selbstverständlich muß dieser Grund also in ihnen selber – und nicht außerhalb von ihnen – liegen.

Wir sind hier also bei der seelischen Beschaffenheit von allem angelangt. Mit der in allem unweigerlich vorhandenen (kleineren oder größeren) Seele kommt ebenso zwingend Gott ins Spiel.

Hält Gott alles in einem fortwährenden Prozeß zusammen? Wirkt er also unermüdlich in jedem der all so vielen Atome im Universum, um dieselben gewissermaßen in Gang zu halten? Die Materie oder das Sein gehen auf Gott zurück oder werden von ihm verantwortet. Doch hat er sie so

gestaltet, daß er, Gott, ständig eingreifen muß, damit nicht alles stille stehe?

Diese Vorstellung erscheint abwegig. Vergleichbar wäre dies mit dem Baumeister einer Brücke, dessen Brücke aber niemals vollendet wäre, weil der Architekt nämlich stets und immer Hand an die Brücke legen müßte, um sie in ihrer Wirkungsfähigkeit zu erhalten. Ein ständiges Eingreifen Gottes in die Verhältnisse der Natur erscheint also unsinnig. Gott hat die Natur bis zu gewissen Maßen sich selber überantwortet oder überlassen (mithin auch den Menschen, der ja ein Teil der Natur ist).

„Er“ hat die Natur also sich selber überlassen. Und die Wirkkräfte der Natur müssen wir demzufolge in ihr selber suchen (wobei wir aber den Architekten im Hintergrunde nie aus den Augen oder aus dem Sinn verlieren dürfen).

Denn Gott bewirkt demnach wohl die kosmische Welt, doch in ihrer Entwicklung überläßt er sie zunächst sich selber, ohne von außen sichtbar auf sie einzuwirken. Ist eine solche Einwirkung Gottes auf die natürlichen Verhältnisse überhaupt denkbar oder möglich?

Wie ich andernorts (in meinem Buch „Die wahre Geschichte“) erwähnte, ist es sehr wohl möglich und historisch hinreichend verbürgt, daß man Gott (auf der seelischen Ebene) zwecks Hilfe oder Rettung anrufe. Er, Gott, hört auf solche Rufe, doch seine Antwort erfolgt in der Regel stets innerweltlich. So bedient er sich etwa des Wetters, um den dringenden Bitten zu genügen. Was wiederum die Kritiker prompt auf den Plan ruft, welche meinen, daß das Wetter durch sich selbst bestimmt sei. Im wesentlichen ist das so, doch nicht immer.

Gott, zu allermindest, wenn angerufen, wirkt also, indes über natürliche Brücken.

Betrachen wir zu diesem Zwecke die Schwerkraft. Sie ist etwas dem Inneren der Dinge Innewohnendes. Mit Gottes Hilfe oder durch dessen Zuspruch läßt demnach selbst auf diesem Gebiete etwas bewirken. Dazu muß man zunächst nicht einmal den Charakter der Schwerkraft kennen (so wenig, wie man sich über die Witterungsbedingungen im klaren sein muß). Sondern man muß sich den Einsatz des geeigneten Wetters (wie historisch wiederholt gesche-

hen) oder hier eben die Überwindung der Schwerkraft einfach nur wünschen.

Und das, was Gott als erfüllenswert erachtet, wird geschehen.

Können Menschen, etwa Heilige, die sich dies wünschen, der Erdschwere enthoben, entsprechend fliegen? Demnach ja, bis zu gewissen Graden, mit Gottes Hilfe. Wie weit reichen diese Flüge? Zugehörige Frage: Wie lang hält das Wetter an, welches sich verzweifelte Menschen in Kriegszeiten zu ihren Gunsten oder zu ihrer Rettung wünschten?

Wir wissen, das Wetter (selbst wenn durch Gebete zu Gott beeinflußt) hält nicht ewig. So, wie es natürlicherweise zu entstehen schien (örtliche Witterungsgegebenheiten ausnützend), so verändert es sich wieder.

Sollte sich also ein Heiliger zeitweilig erfolgreich um schwerkraftloses Fliegen bemüht haben, so kommt er wie alles übrige mit Sicherheit wieder herunter. Genauso, wie auch das Wetter wieder umschlägt. Das sind die sich in Gottes Hand befindlichen natürlichen Dinge.

Und eben deswegen kann man – bis zu gewissen Graden – Gott anrufen und bewirken.

Worin besteht dann aber unsere „Macht“ über das Wetter oder über die Schwerkraft?

Unser Einfluß, um es bescheiden zu sagen, gründet sich insofern auf unser Wünschen, Bitten und Flehen – also auch auf Gebete, daß uns Gott entgegen kommen und uns helfen möge. Dann können wir mit Gottes Hilfe auf den innersten Zirkel wirken, und das heißt gewiß auch, die Schwerkraft vorübergehend zu beheben.

Kann man das Wetter mechanisch – gewissermaßen per Knopfdruck – für immer bestimmen? Es sieht nicht so aus, denn zu viele Faktoren wirken auf das Wetter ein.

Kann man die Schwerkraft – per Knopfdruck – für immer wunschgemäß regulieren?

Was ist die Schwerkraft? Sie ist im wesentlichen zweifellos eine den Dingen innewohnende Eigenschaft. Das „Erkennen“ der sachgemäßen Umgebung. Es „erkennt“ ja nur jemand oder etwas, sofern man sensitiv begabt ist. Da alles sich schwerkraft-

mäßig bezieht, muß alles mehr oder weniger – egal, in welcher Höhe der Entwicklung oder gleichgültig, welchen Charakters – sensitiv begabt sein.

Die Frage nach einer Handhabung der Schwerkraft ist also gleichbedeutend mit der Überlegung, wie weit man das Innere der Dinge verstehen und folglich in es eindringen oder sein Inneres zu eigenen Zwecken verwenden kann.

Hier erhebt sich noch eine Frage des Bedenkens. Die Schwerkraft ist ersichtlich eine von der Masse abhängige gewaltige Macht. Veranschlagt man die Gravitation folglich aber ins Innere der Dinge, so wird man dem entgegen halten: „dies ist doch Unsinn. Wie sollte das vor sich gehen? Was erblicken wir denn im Inneren der Dinge? Atomare Winzigkeiten! Und diese sollen die Schwerkraft bewirken?“

Zwei Dinge sind hinsichtlich dieser Kritik zu bedenken. Das erste ist, im Inneren der Dinge gibt es (etwa nach Heisenberg) keine Sachgegebenheiten (Partikel) mehr, sondern alles ist Welle. Und der Wellenfunktion etwas Seelisches zu unterstellen,

ist nicht so abwegig, wie es vielleicht klingen mag.

Dann aber, Kritikpunkt zwei, die eindeutige Macht der Schwerkraft (abhängig von der Masse). Man wird also des weiteren folgern: „selbst wenn die Schwerkraft sich im Innersten der Dinge begründet, und selbst wenn dort drinnen alles Welle ist, wie, bitteschön vermitteln diese winzigen, diese Nano-Umstände etwas so körperlich deutlich Fühlbares wie die Schwerkraft?“ Also, im Innersten sind die Umstände (auch räumlich) äußerst bescheiden. Aus dieser Winzigkeit und Beengtheit (genau genommen gibt es im atomaren Inneren ja nur Leer- oder Zwischenräume) könne niemals etwas so Gewaltiges wie die Schwerkraft resultieren.

Indes, kann sich aus diesem innersten Zusammenschluß in dem Sinn, daß Materie gleich Welle ist, nichts

Bemerkenswertes oder durchaus auch Erschreckendes ergeben? Das uns bekannte Resultat legt diesen Gedanken nahe. Wir besinnen uns nämlich auf die Atombombe, welche über den kleinsten, innersten Ange-

legenheiten zündet. Und mit welcher Wirkung!

Es scheint auch insofern also nicht so ganz verkehrt, das Grundprinzip von allem, die Schwerkraft, dort drinnen zu vermuten.

Josef Anton Maximilian Perty (1804–1884)

BÖSE GEISTER AUSTREIBEN (PERTY 35)
Artikel

Gerd Maximovič

Zitiert wird: „Maximilian Perty: Die mystischen Erscheinungen der menschlichen Natur. Winter'sche Verlagshandlung, Leipzig und Heidelberg 1861. Fotomechanischer Nachdruck: hansebooks."

Zum Autor:

„Josef Anton Maximilian Perty (geb. 17. September 1804 in Ornbau, Bayern; gestorben 8. August 1884 in Bern, Schweiz) war ein deutscher Entomologe

> [Insektenforscher] und Naturphilosoph an der Universität Bern.“ (Wikipedia)

Hat der Mensch einen Schutzengel oder Schutzgeist, im Altertum auch „Genius“ oder „Daimon“ genannt, heute würde man denselben als aktives persönliches Unterbewußtsein bezeichnen? Hierzu Perty:

> „Die Schutzengel oder die manche Individuen plagenden Geister, so wie die Führer der Schlafwachen, sind Erzeugnisse der entzweiten eigenen Psyche der Betroffenen und sowohl nach ihrer eigenen Entstehung als Phänomenologie sehr geeignet, ein helles Licht auf die sogenannte Besessenheit zu werfen.“ (Perty, S. 299)

Also, zunächst einmal: daß unsere Schutzgeister uns „plagen“ würden, ist abwegig und vermessen. Unser bester Freund und Helfer, der ständig auf uns aufpaßt und über uns wacht, er plagt uns nicht, sondern er ist – mehr als nur hochwillkommen – ständig wachsam auf unserer Seite!

Und: ist der Schutzgeist ein Ergebnis „der entzweiten eigenen Psyche“? Ist jemand, der über einen Schutzgeist verfügt, also schizophren (geistig gespalten)? Wir alle haben einen Schutzgeist. Wir alle sind insofern „doppelt“. Das liegt daran, daß unterbewußt eine göttliche Kraft in uns wohnt oder wirkt. Sind wir „entzweit“, weil wir mit Gott verbunden sind? Nein, ganz im Gegenteil. Wir sind GANZ – gerade weil eine göttliche Kraft in uns wohnt.

Ich darf an den berühmten Emile Coué (1857 – 1926) erinnern, einen der größten Menschen, die je lebten und für uns wirkten. Wie kam er auf seine Methode der kurzen positiven Sprüche, indem wir ganz wesentlich auf diese Weise für unsere eigene Gesundheit sorgen können?

Coué war Apotheker in Nancy. Gab er ein und denselben Wirkstoff an zwei Kunden aus, bei dem einen mit der Bemerkung „Das ist gut!“, „Das wirkt, das verschafft Gesundheit!“ oder ähnlich. Bei dem andern nichts hinzufügend. Dann wirkte die Arznei bei dem Patienten, bei dem die lobenden Worten hinzugefügt worden waren, besser,

als bei dem andern, der schweigend mit der Arznei versehen worden war.

Nochmals und immer wieder, wie ist dieser Unterschied in der Wirkweise ein und desselben Medikaments oder Mittels möglich? Ganz einfach. Es wird mit dem positiven Vermerk nicht nur die eine Person angesprochen, sondern mit ihr oder in ihr eine zweite Größe: nämlich das persönlche Unterbewußtsein (Schutzengel, Genius, Daimon), welches alles umsetzt, was wir wirklich glauben oder denken.

Wir erkennen an diesem ganz entscheidenden Beispiel auch, jeder Mensch ist also insofern „doppelt“. Und zwar, um es genau zu nehmen, Gott steht auf unserer Seite, oder, noch exakter, Gott ist – unterbewußt – in uns drinnen!

Dabei ist zu beachten, Gott ist neutral, er erfüllt (falls den Umständen nach möglich) alle unsere Wünsche, die guten und die schlechten. Wenn Maximilian Perty also auch geistig abwegige Erscheinungsformen festgestellt haben sollte, dann hat er nur die Neutralität Gottes nicht verstanden.

Siehe da an: Gott gewährt uns ein hohes Maß an Freiheit. Nur so ist überhaupt die

vom Menschen betriebene, demnach unumgängliche Entwicklung möglich. Diese Freiheit kann, auch in unseren Wünschen, zum Guten (Gesundheit) oder Bösen (Krankheit) verwendet werden. Das entscheiden wir, selbst unwissend, selber. Leute, die sich in Krankheit hineingeredet, hineingedacht oder sonst irgendwie hineingesteigert haben, sind Opfer ihres eigenen, sich selbst zugefügten Fehlverhaltens.

Mit anderen Worten: man muß positiv denken, dann ist Gott gut, ja, dann ist er (in uns drinnen!) unendlich gut, dann gilt, was unsere fernen Altvorderen wußten und was sie in unsere deutsche Sprache sowie ins Englische zur Erinnerung für ihre Nachfahren (also uns heute) unentrinnbar eingegossen haben: GOTT ist GUT (das ist EIN Wort), GOD is GOOD (das ist EIN Wort) – aber nur, wenn wir positiv denken!

Unvermindert stoßen wir bei der Lektüre Pertys auf ein anderes ungelösten Problem: die Schwerkraft, jene also alles, auch uns bestimmende Kraft; sie – wie Einstein – als Wölbung des Raumes zu bezeichnen, ist zu formalistisch und zu knapp gegriffen. Schwerkraft scheint vielmehr die unmittel-

barste direkteste Beziehung, worin zwei Dinge oder Gegenstände (gleich welcher Art) sich gegenseitig „erkennen“ und sich mithin anziehen. Gegenseitige Verbundenheit oder Anziehung, das ist das Wesen der Dinge.

„Die Körperkraft ist oft riesenmäßig; 4 – 5 starke Männer können kaum ein sonst zartes Mädchen halten. Es zeigen sich, wie bei den Ekstatischen, öfters magische Phänomene, namentlich Verminderung der Schwerkraft, wodurch die Dämonischen an hohe Stellen klettern, auch schweben können.“ (Perty, S, 301)

Unterstellt man einmal, daß das richtig ist, was Perty über die „Dämonischen“ schreibt, dann erkennt man, wie eng und unzureichend die technokratische „Erklärung“ der Gravitation der Einsteinianer (über die Krümmung des Raumes) ist. Schwerkraft ist dann zu allermindest ein seelisches Vermögen und sprengt die technisch orientierten Größen Raum und Zeit und führt uns in ganz andere Bereiche des Seins und des Denkens.

Natürlich können die Menschen in sich „gespalten“ sein. Heißt, ihre Gedanken

nicht zusammenbringen. Das liegt vornehmlich an Umgebung und Umwelt, von dort aus wird ihnen etwas eingeredet, was sich dann in ihrem eigenen Kopfe nicht mehr reimen will, etwa:

> „Die Dämonischen, welche welche im Gegensatz zu den Somnambulen auch während der Paroxysmen [anfallartige Steigerung von Krankheitserscheinungen] ihr Tagesbewußtsein behalten, genauer, bei welchen ein fortdauernder Wechsel des Tages- und dämonischen Bewußtseins stattfindet, sprechen nicht vom angeblichen Dämon, der sie besitzt, aber dieser spricht von ihnen, wie von einer fremden Person, und auch von sich selbst, was eben die Sache so täuschend macht.“ (Perty, s. 301)

Wir gewärtigen hier also die Entfremdung. Das beschreibt ja eigentlich nur, daß die Menschen in unserer Gesellschaft einander oftmals „fremd“ gegenüberstehen, und dies gar nicht mehr erst realisieren. Ich erinnere nur an den I. Weltkrieg: Deutsche gegen Franzosen, sie sollen aufeinander schießen.

Warum? Wie ist das heute? Heute sind wir (Deutschland und Frankreich) in der Europäischen Union (freundschaftlich) miteinander verbunden. Aber warum hätten jene Franzosen und Deutschen damals (1914 – 1918) denn je aufeinander schießen sollen? Wir erkennen daran aber die Tiefe der möglichen Entfremdung.

> „Während die kranken Potenzen sich im Dämon personificiren, spiegeln sich die gesunden Lebenskräfte in der Vision des Schutzgeistes oder Engels, welcher das besessene Subjekt, das in der Mitte des Kampfes wie ein Schiff im Sturme schwankt, tröstet und ihm Hilfe verspricht.“ (Perty, S. 302)

Also, richtig an diesem Zitat ist zunächst einmal, wenn wir insofern von „gesunden Lebenskräften“ erfahren. Des weiteren aber ist der zitierte Autor völlig auf dem falschen Wege, wenn er vom „besessenen Subjekte“ schreibt. Sind wir etwa von unseren Augen oder Ohren, Zunge oder Nase „besessen“, bloß wir über diese (und andere Organe) verfügen?

Man sieht, wie unsinnig die Vorstellungen Pertys an dieser Stelle sind. Richtig ist, daß der unabwendbar, nachweislich vorhandene „Schutzgeist“ (über welchen wir alle verfügen und der mit „Besessenheit“ überhaupt nichts zu tun hat) sich gerne in Konfliktsituationen gegebenenfalls beharrlich, unnachgiebig – allerdings auf seine Weise – äußert.

Stellen wir uns vor, wir steuern einen Wagen oder Karren unwissend in Richtung eines „Abgrunds“ (das kann auch symbolisch aufgefaßt werden). Unser Schutzgeist blockiert (auf seine Weise) das Steuer. Oder er ergreift irgend eine Maßnahme, welche uns zunächst gar verärgert, weil sie uns vom eingeschlagenen Wege abbringt. Ja, aber wenig später, wenn der Wagen oder Karren direkt vor dem „Abgrund“ zum Stehen kommt, begreifen wir, welcher Segen uns bereitet wurde, indem unser Schutzgeist zu unseren Gunsten eingegriffen hat.

Im übrigem ist es durchaus möglich, daß der Schutzgeist „tröstet und … Hilfe verspricht“. Was immer er, unser unterbewußter Begleiter, macht, er macht das Richtige speziell in Bezug auf das jeweilige Ich.

Denn unser bester Freund und Helfer, er weiß es besser, als wir mit unserem Oberflächen-Bewußtsein (Ich oder Ego), auf welches wir zu Unrecht so stolz sind.

> „Man kennt fast kein Beispiel, daß wahrhaft gebildete Personen besessen geworden seien; das Elend trifft meist Personen geringeren Standes, woraus sich auch die Gemeinheit und Rohheit der angeblichen Dämonen erklärt. Bloße Arzneimittel heilen die Besessenheit nur äußerst selten, weil das Uebel bereits in der seelischen Sphäre sich befestigt, eine stehende Gestalt für die innere Anschauung erzeugt hat.“ (Perty, S. 303)

Seelisch Leiden bei Personen niederen Standes? Sind sie häufiger als bei jenen, welche besser gestellt sind? Vermutlich, denn Geld und Einfluß sind nicht alles, doch sie wiegen durchaus einiges auf. Was kann man gegen innerlich aufsteigende üble Empfindungen tun? Man muß sehen, woher sie kommen, und man kann sich (ganz genau wie gegen Krankheit) innerlich gegen sie wenden. Maßgeblich ist hier das

positive Denken. Es hilft in allen Fällen. Das gilt insbesondere für die kurzen positiven Sprüche, wie der großartige Emile Coué sie vorschlägt. Und man bedenke, selbige Sprüche, sie sind eigentlich gleich Gebeten (womit man sich also an Gott oder an das persönliche Unterbewußtsein wendet):

> „Daß der Exorcismus [böse Geister durch Beschwörung austreiben] öfter Befreiung erwirkt, ist Folge der Vorstellung, welche das besessene Subjekt von Christi Macht hat. Christus ist in die Welt gekommen, daß er die Werke des Teufels zerstöre, – dieses Dogma [unkritischer Glaubenssatz, Lehrmeinung], von Jugend auf der besessenen Person bekannt, übt endlich nach vorausgegangenen harten Kämpfen seine Gewalt; die Vorstellung von der Macht und Wirkung des Teufels unterliegt endlich der Vorstellung von der Macht Christi. Daher werden sehr oft Teufel durch den Namen Christi ausgetrieben, wenn Derjenige, welcher es thut, die energische Vorstellung von der Macht jenes Namens im Besessenen zu erwecken ver-

> steht. Die Wirkung geht hiebei vom gesunden Theil der Psyche aus, welche den Glauben hat, daß ihr Gebete, Reliquien [Überreste der Gebeine, Kleider o. Ä. eines Heiligen als Gegenstand religiöser Verehrung], Exorcismen helfen würden, – wie bei den Wunderheilungen. Wenn der Dämon endlich nach langem Widerstande ausfährt, so gibt eben die krankhafte, magisch erregte Seelenhälfte den Kampf gegen die Tagseele auf.“ (Perty, S. 303)

Also nochmals: „wie bei den Wunderheilungen“. Wir sehen an diesem Zitat aber jedenfalls die ungeheure Macht des Vorstellungsvermögens. Ich erinnere daran: bei der sehr empfehlenswerten Anwendung der großartigen Couè’schen Sprüche ist das Vorstellungsvermögen entscheidend; der Wille ist nur zweitranging, kann aber natürlich zum Erfolg beitragen.

Ich möchte hier aber nochmals mit Nachdruck darauf hinweisen, die Anwendung der Coué’schen Sprüche hat mit „Dämonologie“ oder mit irgend welchen sonstigen Einbildungen oder mit irgend wel-

chem Hokuspokus nichts zu tun. Hier, bei der Einwirkung auf das eigene persönliche Unterbewußtsein, stehen wir unmittelbar vor der Entschlüsselung eines kosmischen Rätsels. Und, wohlgemerkt, die Lösung findet sich in uns! Und sie ist (gesundheitshalber) nützlich und hilft uns. So daß wir zwei Fliegen mit einer Klappe schlagen: indem wir gesund werden oder uns gesund erhalten, und indem wir in einer realen Weise über Gott nachzudenken beginnen.

> „Die Dämonomanie wechselt nach den Zeiten und Völkern in sehr wesentlichen Momenten; zur Zeit Christi glaubte man die Dämonischen von Teufeln besessen, in der neuern Zeit müssen es Geister verstorbener Menschen sein, weil fast Niemand mehr an teuflische Wesen glaubt. Manchem rechtgläubigen Protestanten galt die Besessenheit als ein blßes Truggebilde des Teufels. Falsch ist die Behauptung, daß das Besessensein seit der Einführung des Christentums abgenommen habe. Man kennt Beispiele auch aus Japan und Indien; weil aber die Hindus keine Hölle

und keinen Teufel haben, so sollen sie von ihren Göttern besessen sein. Römer und Griechen scheinen diese Form der Verrücktheit wenig gehabt zu haben, doch erzählt Philostratus im Leben des Apollonius … von einem jungen, zwei Jahre dämonisch gewesenen Mann, dessen Dämon sich für einen im Kriege Gefallenen ausgab. Man trieb die Dämonen durch Beschwörung und Drohung aus.“ (Perty, S. 303 f)